

dublet



SCHLESISCHER MUSENALMANACH



Alle Bücher von
**Eberhard
König**

sind im Verlage von
Erich Matthes, Leipzig,
Karlststraße 10, erschienen.

Alle Freunde der deutschen
Dichtkunst werden gebeten,
vom Verlage die Werbe-
schrift über alle bisher er-
schienenen Werke von Eber-
hard König zu verlangen.

Überfendung erfolgt
kostenlos.

*Geschmackvolle
Geschenke*

wo meist Heimatkunst wo

*Kunstgewerbehaus
Schlesien*

Breslau, Junkernstraße 11.

Marienheim Kreuzburg

Oberschlesien.

Heil- und Pflegeanstalt für
nerven- u. gemütskranke Damen.

In getrennten Abteilungen.
36 Plätze. 2 Pensionsklassen. 200 und 120
Mark monatlich. — Behandlung durch zwei
Ärzte. Pflege durch evangel. Diakonissen.

Meldungen erbittet der
Vorstand des Diakonissen-Mutterhauses
Bethanien.

**Pianos, Flügel, Harmoniums
und Kirchenorgeln**

Vertreter von:

Blüfhner, Steinway & Sons, Steinweg-Braun-
schweig, Schiedmayer, Seiler, Schütz, L. Schmidt,
Karn, Mannborg usw.

Spezialität: Meistergeigen eigener Firma

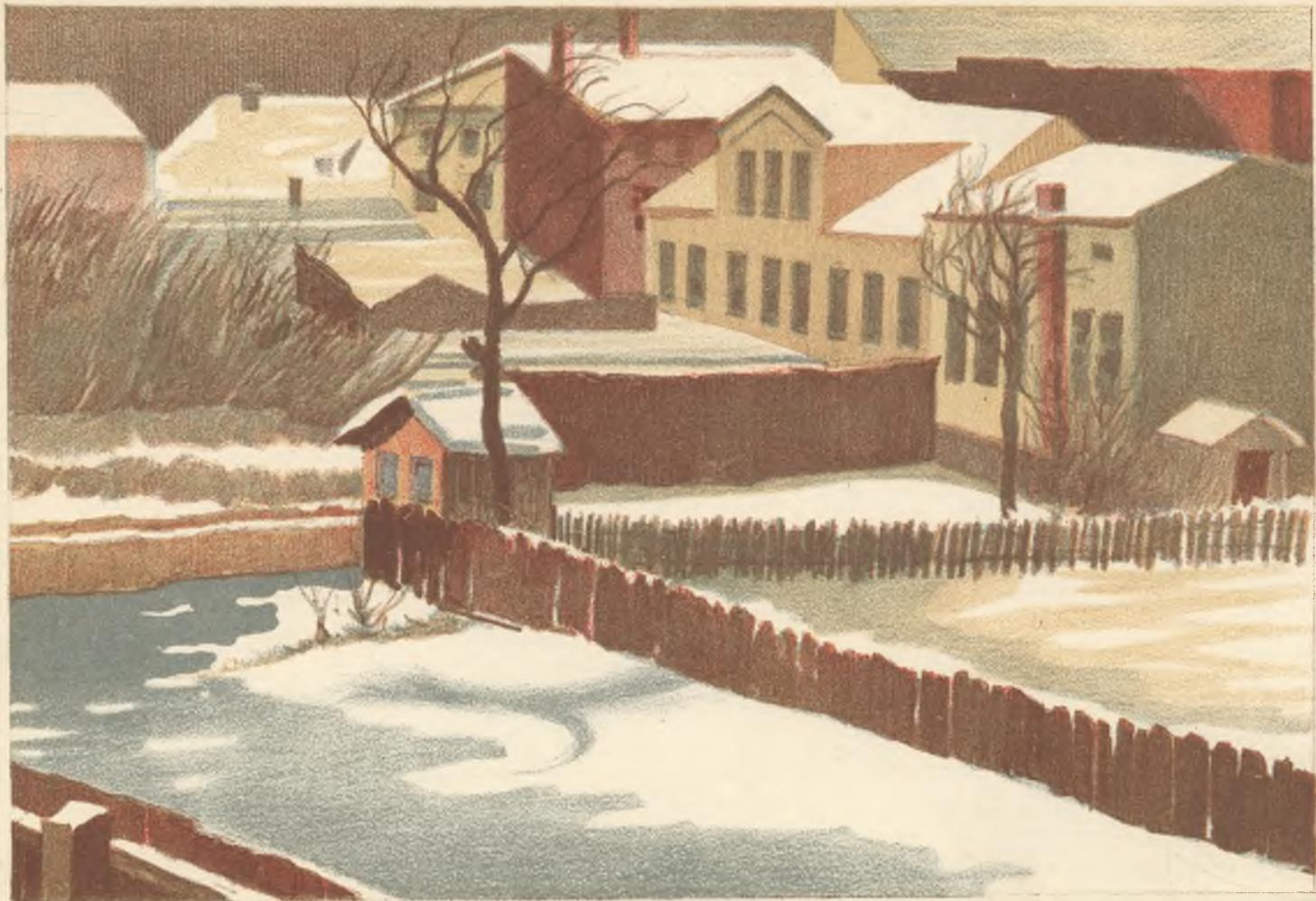
Blas- und Streichinstrumente. S Saiten jeder Art.

==== Trommeln usw. ====

Größte Auswahl von Musikalien.

S Stimmungen und Reparaturen S
von Klavieren, Harmoniums, Kirchenorgeln.

Ph. Cieplik, Beuthen O/S.



Maria Eifenecker.

Gärten im Schnee.

Schlesischer Musenalmanach

Vierteljahrsbücher
für schlesische Kunst

Begründet und herausgegeben

von

Wilhelm Wirblich

Fünfter Jahrgang

II. Vierteljahrsband



Smirnov

6235

3575

Beuthen D./S. 1919

Konservatorium-Verlag Th. Cieplik.

X-6078
4062/ II
15/1919



15,000,

4062. 1919
II

Institut Śląski

L. 4023 / 5

==== Alle Rechte vorbehalten ====

Herausgeber und Schriftleiter: Schriftsteller Wilhelm Wirbichy in Myslowitz D./S. Verantwortlich für den musikalischen Teil Direktor Th. Cieplik in Beuthen D./S., für Inserate Prokurist J. Gärtner ebendasselbst, für den gesamten übrigen Teil der Herausgeber. Druck von F. M. Geibel in Leipzig. Preis des einzelnen Bandes 3.00 Mk. Den Vertrieb besorgt der Konservatorium-Verlag Th. Cieplik in Beuthen D./S. Manuskripte, Noten ausgenommen, sind zu senden an den „Musenalmanach“ in Myslowitz D./S. Geschäftliche und den musikalischen Teil angehende Mitteilungen an den Verlag in Beuthen D./S. Unverlangte Sendungen ohne frankierte Briefhülle und Adresse werden nicht aufbewahrt, bezw. zurückgesandt. Berücksichtigt werden nur Gedichte, Skizzen, Novellen, Bilder und Kompositionen von Schlesiern. Aufträge über schlesische Künstler können auch Nichtschlesier liefern. Es empfiehlt sich, die Manuskripte mit der vollen Adresse zu versehen.

Der Himmel ist blau.*

Der Himmel ist blau! Den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenstrahl
In Rheinweinperlen leuchtet! —
Zerschmettre den Römer an der Wand,
Mit Tränen die Lippen wasche,
Und traure um Dein Vaterland
In Asche, in Asche!

Der Himmel ist blau! Wir sind noch jung,
Viel Lieder verborgen stuten;
Wer läßt nicht gern die Begeisterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, törrichter Knabe,
Sie schleppen indes Dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel ist blau! Holdselige Frau,
Gepriesen sei Dein Name!
Wer küßt nicht gerne den Wonnetau
Vom Auge seiner Dame! —
Aus dem Herzen schneide den süßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indes Dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel ist blau! Die Jagd ist laut,
Ha, fürstliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durchs Heidekraut
Den lang sich streckenden Renner! —
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferse schlage die Sporen,
Es geht indessen Dein Vaterland
Verloren, verloren! —

Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen,
Es hungert das Volk, und die Bösen schrein
Den Aufruhr ihm in die Herzen! —
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen;
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

* Aus den Liedern und Balladen des 1847 im Alter von 25 Jahren gestorbenen schlesischen Dichters Moritz Graf Strachwitz.

Schlesierlied.*

Gedicht von Maria Brugger. Melodie von Franz Kauf.

Mit Begeisterung.

poco rit.

mf

1. Schle-sien, du mei-ne Hei-mat, kein Land kommt je dir gleich, an
2. Tief ruh'n in dei-ner Er-de die Er-ze von Me-tall und
3. Hier glüh'n die Schmelzen, Hal-den, das Radwerk ras-selt wild; ein

mf

p

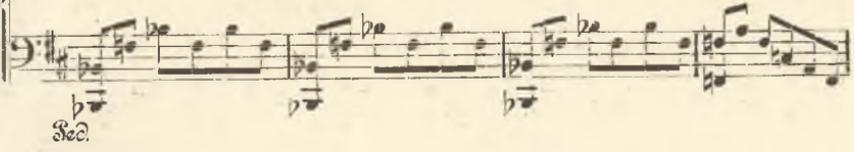
1. Er-den-pracht und Schät-zen ist kein's wie du so reich. Wie
2. schwarze Vi-a-man-ten in mächt'-gem Fel-sen = wall. "Glück
3. Brausen, It-schen, Dröhnen, der Ar-beit heh-res Bild. Dort

p

* Einzeln zu beziehen für 50 Pf. durch den Konservatorium-Verlag Th. Cieplik in Bentzen O./S.



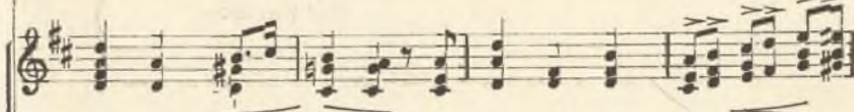
1. stolz die Burgen ra = gen und kühn die Häupter tra-gen, wie
 2. auf! Der Gruß halt wie = der, der För = der korb lauft nieder; der
 3. we = ben Frau'n am Lin = nen in em = si-gem Be-gin-nen, die



1. traut zu ih-ren Fü = ßen die lie-ben Tä = ler grü = ßen:
 2. Knap = pe wagt sein Le = ben, die Schüze kühn zu he = ben:
 3. Her = zen schlagen bie = der, es klingen trau = te Lie = der:



1-3. Schlesien, du meine Hei-mat, dich grüß' ich tau-send-mal,



ff

1-3. Schle-sien, du mei-ne Hei-mat, ich grüß' dich tau-send mal!

molto rit.

Wo kommt der Duft . . .

Wo kommt der Duft von welchen Rosen her?
 Der Abend leuchtet rot noch einmal ab
 Den Wald, das Land, aus Lüdnern wolkensther
 Heruor. Ich bringe meinen Gaul in Trab.

Wo kommt der Duft von welchen Rosen her?
 Im Abendwalde steht ein Dunkelsthoß.
 Am hohen Tor das Pfortnerhaus ist leer,
 Die Fenster undurchdringlich schwarz und groÙ.

Wo kommt der Duft von welchen Rosen her?
 Ich spür ihn, seit ich gestern von dir ritt.
 Du bleibst, und mir ist Hand und Seele leer,
 Du gabst mir nur den Duft der Rosen mit.

Paul Karl Keller.

Eberhard König.

Von Dr. Martin Treblin.

„Verkannt sein, glaub' mir, hat was eigen Süßes,
Was einsam Stolzes, was den Nacken steift,
Mehr denn die Ehre dieser Lumpenwelt.“

Mit solchen Worten leidenschaftlicher Selbstoffenbarung tröstet sich der Held in Eberh. Königs Drama „Teukros“ über den Haß und die Verkennung, die ihm die Welt zuteil werden ließ — mit solchen Gedanken aber mag sich gar oft auch der Dichter hinweggesetzt haben, über die Mißachtung und Verhöhnung, die man seinem Lebenswerk entgegenbrachte. Spät, recht spät — der Dichter vollendet demnächst sein 48. Jahr — dringt endlich „der Rotschrei einer aus dem Dunkel ans Licht strebenden Feuerseele“ (A. Biese) zu den Besten im deutschen Volk und erweckt den Widerhall, den der Dichter braucht, wenn er Kraft schöpfen soll zu neuem Schaffen.

Eberhard König, ein Sohn der schönen Schlesing, ist am Tage der Reichsgründung in Grünberg geboren und hat dort im niederschlesischen Weinstädtel die ersten sechs Lebensjahre verbracht, allwo sein Vater als Prokurist an der Försterschen Fabrik angestellt war. In seiner seelischen Richtung wurde er aber viel mehr von seiner Mutter beeinflusst, die einer alten Grünberger Handwerksmeister-Familie entstammend (geb. Schulz) sein Elternhaus „stets mit schlesischer Witterung und Gemütswärme erfüllt hat“.* Auch als die Familie nach Berlin übersiedelte, sah er noch oftmals die teure Vaterstadt wieder, denn bei der geliebten Großmutter verbrachte er die Schulferien. Wohl zerriß das Band, als diese starb, aber — schreibt der Dichter — „je älter ich werde, je stärker wird die Sehnsucht, am Heimatboden wieder Anteil und Anrecht zu gewinnen“.** In der Reichshauptstadt besuchte König das Leibniz-Gymnasium, an dem ausgezeichnete Lehrer wirkten, und die Schulzeit ward ihm nicht zur Last und Bürde; ja, der Jahre in Prima gedenkt er noch heute als einer „prachtvollen Zeit“, in der er besonders durch seinen feinsinnigen Deutschlehrer entscheidende Anregungen für die Zukunft empfing. Von Kindheit an ein leidenschaftlicher Zeichner und Plastiker wäre der Jüngling am liebsten Maler geworden, aber

* Brief von Dr. Konrad, Posen; Grünberger Wochenblatt vom 13. I. 1917.

** Ebenda.

da sein Vater nichts davon wissen wollte, wandte er sich nach abgelegter Reifeprüfung dem Studium der Philologie und Altertumswissenschaft zu. In Göttingen verlebte er eine frohe Studentenzeit, ohne Simpelei, verklärt und vergeistigt durch die Kunst, und fand hier auch in der Schwester des Pastors Krombhröder die treue Lebensgefährtin, die er nach siebenjähriger Verlobung als Weib heimführen sollte. In Berlin, wo er seine Lehrjahre fortsetzte, ward er ein begeisterter Schüler „des herrlichen Adolf Furtwängler. Doch ebenso stark warb um sein Herz die Welt, die ihm von Wilamowitz erschloß“.* Schon war er dem Abschluß der Studien nahe und träumte von archäologischen Reisen nach Rom und Athen, vom Beruf des Lehrers an einer höheren Schule — „da widersuhr es ihm von ungefähr, daß er ein Drama schrieb, das riß ihm das Leben gleichsam aus den Fingern noch tintenfeucht“.** „Das Stück war neben einer archäologischen Arbeit wie ein knabenhafter Versuch entstanden“,** und der Dichter war nicht wenig erstaunt, als ein Kreis von Künstlern (Heinrich Hart, Max Grube, Graf Hochberg, Richard Strauß u. a.) bewillkommend dastand und ihn zu neuem Schaffen ermutigte. Mit klarem Blick erkannte der Goetheforscher Albert Bielschowsky den großen Wurf des „**Filippo Lippi**“ und sprach zu ihm das Wort: „Sie sind berufen!“ Schon in diesem ersten Drama, das von erstaunlicher Reife und früher Meisterschaft zeugt, schlägt der Dichter das Thema an, das er noch oft behandeln sollte:

Der echte Künstler ist der Einsame, der unbekannt durch Welt und Menschen schreitet, sich und den andern ein Rätsel bleibt, aber voll heil'ger Sehnsucht nach den Höhen verlangt. — In den wildesten Strudel der sinnenfreudigen Welt der Renaissance stürzt sich Filippo Lippi, der geniale Maler, um die ständig bohrende Stimme in seinem Innern zu meistern und zu übertönen, und bleibt doch dabei hundeelend, unbefriedigt jeden Augenblick, angeekelt von der Menschen und seinem eigenen Treiben, hungernd und dürstend nach echter Freundschaft und Liebe, ringend um Herzenseinsicht und Kinderfrieden. Und als ihm dann die hohe Stunde schlägt, als er endlich die mitschwingende Seele gefunden hat, als er durch Lucretia, die reine, hehre Jungfrau, den Seelenfrieden erlangt und die Furien des Innern zur Ruhe gebettet hat, als er nach schwersten Widerwärtigkeiten und erschütternden Kämpfen mit der Umwelt die Heißgeliebte als Weib heimführen kann — da trifft ihn der Mordstahl seines Nebenbuhlers Borbottone, der nichts ahnt von Filippos

* Brief an den Verfasser.

** Brief an den Verfasser; abgedruckt im „Landsfahrer“, Gaublatt der Schlesischen Wandervögel, 25. Kriegsheft, 1918, S. 46 f.

*** Brief an Dr. Konrad; Niederschles. Tageblatt, Grünberg, vom 18. I. 1917.



Hubert König

Seelenkämpfen, der in ihm nur das verzärtelte, unwürdige Sonnenkind des Glückes sieht, während ihm selbst das Geschick eine schlimme Abkunft, einen häßlichen Körper, das Sehnen, nicht die Fähigkeiten des wahren Künstlers beschert hat. Aber gerade in Lippis Sterbestunde erkennt Borbottone den furchtbaren Irrtum seines Lebens, werden ihm die Augen geöffnet, daß er den einzigen Menschen, der ihn ganz verstand, daß er den Bruder erschlagen hat. —

Der Beifall, den das Stück bei ernsthaften Freunden der Kunst fand, trieb den Dichter zu neuen Versuchen. In fünf Tagen war der „**Gevatter Tod**“ geschrieben, der sofort im Königlichen Schauspielhaus zur Aufführung angenommen ward. In diesem köstlichen „Märchen von der Menschheit“ hat der Dichter einen alten deutschen Märchenstoff in wundertiefer Weise mit neuem Geist, mit Kraft und Leben erfüllt, und das liebliche Spiel nimmt, auch ohne daß man über seinen philosophischen Gehalt nachgrübelt, Aug' und Ohr und Herz der Zuschauer gefangen. Aber erst nach mehrfachem Lesen und gründlichem Forschen erschließt sich einem der tiefere Sinn:

Der geniale Mensch, dem die Ewigkeit Erlebnis ward, dem der Schleier von der reinen Schönheit fiel, will dies Gefühl begnadeter Stunden auch draußen in des Lebens Wirnis festhalten und zum Lebensgefühl erweitern; das aber ist unmöglich, muß unmöglich sein. Denn dort im Erdenstaube, im Kampfe ums Dasein verfällt er der Selbstsucht, der Liebe und dem Haß, dem Streben, die Welt zu bessern und zu bekehren, der Menschheit seinen Willen auszudrücken; nimmt er den Schein für das Sein, fühlt er sich nicht mehr als Blatt am Lebensbaume und jagt dem Irrewiß der Unsterblichkeit nach. Dabei verfällt er dem Fluche des Todes: den Tränen und der Angst, und erst nach härtesten Schicksalschlägen, in denen er des Lebens Kelch bis zur Neige leerte, wird er geläutert und erlöst, findet er heim zum Glückszustand seiner unerprobten Jugend, erkennt er, daß es keinen Tod, nur ein Sein, ein Leben gibt, wird er heimgeleitet vom Fürsten des Lebens ins ew'ge All, sieht er ruhevoll seine Welle eingehen in den immer rauschenden Lebensstrom, aus dem zu flüchtigem Sonderleben ständig neue Wellen berufen werden. —

Bei der Erstaufführung in Berlin wurde der „Gevatter Tod“ mit großer Begeisterung aufgenommen, der Dichter achtzehnmal vor den Vorhang gerufen und von Bielschowsky als der „veni-vidi-vici-Kerl“ gefeiert, während Richard Strauß über den beispiellosen Glückspilz das Haupt schüttelte.* Die Kritik aber, die damals in den Tagen des „Fuhrmann Henschel“ in engherzigem Naturalismus befangen war, wußte mit dem köstlichen Werke nichts zu beginnen und brach über den kleinen „Gernegroß“ den Stab. Doch der Dichter fand sich jetzt nicht mehr zurück zum Brotstudium und widmete sich ganz den

* Brief an den Verfasser; abgedruckt im „Landfahrer“, Gaublatt der Schlesischen Wandervögel, 25. Kriegsheft, 1918, S. 46 f.

Musen. „Es kamen harte, sorgengraue Jahre — lassen Sie mich davon schweigen“ (schreibt mir Eb. König). „Ein Talent bricht sich Bahn“ — das ist ein holder Gemeinplatz, mit dem die Gesellschaft ihr schlechtes Gewissen beschwichtigt — gewiß, wenn's nicht vorher draufgeht! — Es ist Frage der Gesundheit, der Nerven, des Glückes. Ich war so manchesmal drauf und dran, vor die Hunde zu gehen. Und die Frau eines mittellosen Dichters zu sein, ist auch ein harter Orden.“ Doch tapfer nahm König den Kampf mit des Lebens Fron auf. Die nächste Zeit verstreicht unter emsigen Schaffen, und 1903 werden wieder zwei Dramen „Rlytaimnestra“ (in Berlin) und „König Saul“ (in Dresden und Bremen) aufgeführt. In der „**Rlytaimnestra**“ hat uns der moderne Dichter die Lat der leidenschaftlichen Frau seelisch näher gebracht, ihren Charakter vertieft und gereinigt von allem Gemeinen und Kohen und in einem einzigen Aufzug von atemberaubender Spannung in fortreizender Handlung ein aufs feinste gezeichnetes Seelengemälde vorgeführt. In ihm schreitet das Schicksal mit fremden Rätselfaugen durch die Welt dieser bedeutenden Menschen, die — einander so ebenbürtig — zu einander gehören und die doch nicht zusammenkommen können, weil der Wahn der Leidenschaften ihre Augen kurzsichtig besangen hält. Und zugleich wird das Drama zur großen Auseinandersetzung zwischen Mann und Weib, und die bitterernste Frage wird aufgeworfen: ist dem Mann auf dem Gebiet ehelicher Treue erlaubt, was dem Weibe versagt ist? und das von Hebbel so oft angeschlagene Thema von der zur Sache, zum Hausrat mißbrauchten Frau klingt in des schlesischen Dichters Trauerspiel an. — Im „**König Saul**“, dessen Gestalt bei Eberh. König den altgermanischen Recken verwandt erscheint, wollte der Dichter ursprünglich eine große Auseinandersetzung zwischen König- und Priester-tum bringen,* dann aber zog ihn das andere, von der Bibel scharf umrissene Problem an: Wie der auf seine Kraft pochende Saul, von Gott verworfen, seine königliche Gewalt dahinschwinden sieht vor Davids gottbenedetem Lichtweg:

„Er ist ein Ganzer! — — Ich — ein Halber nur!
 Wär ich nicht Saul, nicht der just — o ich fühl es:
 Der volle Kraftstrom, der mein Dasein nährte,
 Berebt, versiegt — ich weiß nicht, wie's geschah —
 Ward abgelenkt in Davids Erntestur,
 Und ich war unfruchtbar wie Sand der Wüste.“

* Mündlich zum Verfasser.

Lange Zeit sträubt sich der König verzweifelt gegen die Einflüsterungen seiner Umgebung, gegen die Versuchungen seiner Seele: „David raubt Dir die Krone!“ bis die bösen Geister über ihn Macht gewinnen und er dem Verufenen nach dem Leben trachtet, um mit Gewalt des Schicksals Lauf aufzuhalten. Erst in der Nacht vor seinem Tode, als ihn bei der Hege zu Endor Samuel erscheint und den Untergang seines Hauses, den Aufstieg Davids voraussagt, überkommt ihn heiliges Erkennen, tut er ab alle Selbstsucht, sieht er ruhig dem Geschick entgegen, weiß er doch, daß David, den er auch in seiner geistigen Annäherung nie zu lieben aufgehört hat, größer und besser ist als er, daß Davids Königtum sein Volk zu neuer, herrlicher Blüte führen wird. —

Des Dichters Vielseitigkeit sollten in den folgenden Jahren (1905/06) zwei Werke erweisen: das Schelmenstück „Frühlingsregen“ und das Schauspiel „Meister Josef“, das von drei Bühnen erworben und vom Verband deutscher Bühnenschriftsteller preisgekrönt ward. Im „**Frühlingsregen**“ lernen wir den Dichter von einer ganz neuen Seite kennen: Hier ist der sonst so ernste Grübler voll sprühender Einfälle und herzhafter Schalkheit, und das herb-komische Stück erinnert an Shakespearesche Lustspiele („Die lustigen Weiber“), wie denn König überhaupt in Shakespeare den Meister sieht, der die bleibende Kunstform für jedes rechte Drama geschaffen hat. „Im Wesentlichen gibt's kein Darüberhinaus; die Grenzen, die er abgesteckt hat, sind aber für den, der sie überschauen kann, weit wie die Gotteswelt.“* — Auf der Bahn seiner künstlerischen Entwicklung erscheint der „**Meister Josef**“ als ein Außenseiter; der Dichter schlug hier die herb-realistische Richtung ein und bewies: „Das kann ich schließlich auch, wenn's sein muß; es soll mehr Ethos haben wie Euer „Fuhrmann Hentschel!“** Es ist gradezu verblüffend, wenn man erfährt, daß König das Werk zur selben Zeit wie „**Wielant den Schmied**“ dichten konnte. Ein scharferer Gegensatz läßt sich überhaupt nicht denken: Im „Josef“ eine stickige, enge Atmosphäre, ein ekles Diebesgesindel, ein Kriminalstück von großer psychologischer Feinheit und unerbittlicher Folgerichtigkeit — im „Wielant“ der Höhenflug eines Gottsuchers, die heilige Not eines Sonnenmenschen im Kampfe mit der Neidingswelt. Die wundertiefe Dichtung, in der Eberh. König anknüpft an Gedanken des „Gevatter Tod“, bedeutet den Höhepunkt seines gesamten Schaffens, und wenn dem Werke noch nicht die gebührende Beachtung geschenkt wurde, so liegt das an seinem Umfange und seiner nicht leicht faßlichen Sinnbildlichkeit.

* „Bühne und Welt“, 18. Jahrgang, 1916, S. 256.

** Brief an Dr. Konrad; Niederöschl. Tageblatt, Grünberg, vom 18. I. 1917.

Neuerdings hat der Dichter das Weihespiel für die Bühne bearbeitet und hofft, daß die „ernsteste Erlösungsdichtung unserer Tage“ in diesem Jahre in Düsseldorf ihre Auferstehung wird feiern können.

Weite Kreise wurden dann auf Eberh. König durch seine erfolgreichen Festspiele „Stein“ (1907) und „Albrecht der Bär“ (1911) aufmerksam. Der „Stein“ ward vom Lutherfestspielverein in Jena erworben und von Bürgern der Stadt unter großem Beifall vorgeführt; aber noch viel tiefer war der Eindruck, noch herzlicher der Anteil der Bevölkerung, als König selbst die Leitung und Einstudierung des hinreißenden Spiels in Charlottenburg in die Hand nahm. Eine ungeheure Arbeit hatte der Dichter hier als „Mädchen für alles“ zu leisten, und die Einnahmen der aufreibenden Arbeit beliefen sich (obwohl das Haus fast stets ausverkauft war) auf — 800 Mark.* Zu seinem Schmerze mußte es dann der Dichter erleben, daß man bei der Jahrhundertfeier der Freiheitskämpfe die ehrliche, von starkem, sittlichem Idealismus durchglühte Dichtung hinter Gerhart Hauptmanns schlimmem Machtwerke zurücktreten ließ. — Der Aufführung „Albrechts des Bären“, den König im Auftrage der „Brandenburgia“ dichtete, wohnten im heißen Sommer 1911 Tausende von Zuschauern bei, und das Freilichtspiel, das an geschichtlich bedeutsamer Stätte vom großen Kampf zwischen Deutschen und Slaven, Christen und Heiden in wuchtigen Bildern und ohne Voreingenommenheit erzählte und sich dem Rahmen und der Stimmung der herben Landschaft auf dem Bichelswerder auf das glücklichste anpaßte, fand freudige Anerkennung. — Dagegen sind die übrigen zuletzt veröffentlichten Dramen von König „Don Ferrante“ (1910), „Alkestis“ (1912), „Teukros“ (1915) vom überwiegenden Teile der Kritik totgeschwiegen worden.

Während der leidenschaftliche „Don Ferrante“, der in seinem Problem und als Renaissance-Dichtung an den „Filippo Lippi“ erinnert, überhaupt noch auf die Bühne gelangte, ging das mythologische Schelmenpiel „Alkestis“ trotz des Jubels der Zuschauer, des hohen Lobes aus dem Munde Eduard Heycks und der Preiskrönung durch den Verband deutscher Bühnenschriftsteller nur einmal in Berlin über die Bretter, und der sprachlich und gedanklich edle „Teukros“ wurde wohl in Dresden und Posen beifällig aufgenommen, fand aber im übrigen Deutschland wenig Beachtung, wie denn Königs tief-

* Mündlich zum Verfasser.

schürfende Schauspiele bei dem herrschenden undeutschen und seichten Geschmack vor dem Kriege auf der Bühne nicht festen Fuß fassen konnten. — Jetzt arbeitet der Dichter an einem großen Vorwurf: Die Heldengestalt „**Dietrichs von Bern**“ will er zum Leben erwecken. Das umfangreiche Spiel, das wieder den Kampf zwischen Treue und Schläue, zwischen Helden und Händlern zum Austrag bringen soll, wird zwei Abende („Sibich“ und „Die Rabenschlacht“) ausfüllen.

Der erste Teil, der soeben als Buch erschienen ist, ist nach dem Kanzler des Kaisers Ermanrich benannt. Sibich, der Treueste der Treuen, wird von seinem Herrscher betrogen und verraten, und nun bricht ihm die lichte Sonnenwelt zusammen, er taumelt an der Hölle Abgrundrand, wird zum gewollten Bösewicht, zum schöpferisch-tückischen Verderber seines Herrn: „Ein Meister der Untreue will er heißen“. Wie ein Vampir, so saugt er dem Kaiser die Seele aus, vergiftet er sein Dasein, vernichtet durch seine Ratschläge Ermanrichs Geschlecht und erniedrigt ihn zum Knechte seines Willens. In diesen Kampf wird Dietrich der Berner hineingerissen, und sein adeliger Sinn, sein Glaube an das dornenpeingekrönte Heldenhaupt, sein reines, eindeutig-schlichtes Leben, sie machen ihn zum Todfeind von Romas Herrn und seinem Geschmeiß. Ein ungleicher Streit ist's fürwahr: Auf der einen Seite eine Handvoll lichter edler Recken, in Treuen bis zum Tod verbunden — auf der andern die riesige, freche Goldesfracht des kalten Rechners, die Weltmacht Roms! Und doch, in offener Feldschlacht wird der Berner mit seinen Mannen nicht besiegt. Aber hämische Hinterlist nimmt sieben seiner treuesten Freunde gefangen. Jetzt hat der Kaiser den „Vogt von Bern“ in seiner Hand. Wohl hat sich Dietrich in ehrlichem Kampf 90 Edler von Ermanrich bemächtigt, aber die will der Kaiser ruhig dahingeschlachtet sehen, die sieben gibt er nicht dafür her! Da verzichtet Dietrich, um die Treuen zu retten, auf Macht, Besitz und Heimat, weil er nicht untreu sein kann, und reitet mit seinen Mannen ins Elend, in die Fremde, zu den Heunen. Aber etwas nehmen sie mit, Eckehart spricht's aus:

„Dein Reich — wir tragen's in Haupt und Herz
In die Fremde hinaus, da wurzelt und währ't's,
Da wirkt es, da wächst es in Hoffen und Leiden,
Ein heiliges Leben wie Wärme und Licht —

(Zu Ermanrichs Seite.)

Wenn ihr es ermähet, ihr würdet's uns neiden,
Doch überwältigt ihr's nicht.“ — — —

Dieses echt deutsche Schauspiel, das eine der schönsten deutschen Sagengestalten in schlichter Größe zum tiefen Erlebnis des Lesers und Hörers werden läßt, birgt eine solche Fülle köstlicher Gestalten, daß es nicht möglich ist, in einer kurzen Besprechung auch nur andeutungsweise die bunte Schar vorzuführen. Die lichten Recken, die liebenden und leidenden Frauen, die innerlich zerrissenen Abtrünnigen, die finsternen Gegner — sie alle sind Menschen von Fleisch und Blut — sie alle erliegen dem Berner, die einen in Liebe und Hingabe, die andern in Neid und zehrendem Haß.

Der Gegenwart aber, in der sich die Guten, wenn sie bestehen wollen, hinflüchten müssen zu ihrem besseren Selbst, ihr wird Eberh. Königs „Dietrich von Bern“ ein Trostspender gar köstlicher Art:

„Rudung! Mein Banner hoch! Die ihr mich liebt,
Den Blick erhellet, es bleibt uns unverloren
Der Treue Segen. Wohl uns sel'gen Loren,
Daß es ein Hüben und ein Drüben gibt.“

Und nicht ohne Wehmut liest man die Worte, die der Dichter als Seher schon mehrere Monate vor Deutschlands Schmach und Zusammenbruch schrieb:

Rudung (klagt).

„So soll das Weltreich der Schelme bestehn?!
Der feige Hüter des Widerrechtes,
Der Seelenverderber des Menschengeschlechtes,
Der kalte Rechner, Aufkäufer der Welt,
Soweit sie feil, er behauptet das Feld?
Und den Sieger soll ich erliegen sehn?“

Dietrich.

„Ja, Rudung, ja, das sollst du. Warum nicht?
Denn nie ist jenes Andre zu besiegen,
Und Unser Sieg heißt — adliges Erliegen!
Unser Gewinn — Entsagen und Verzicht.“

Auch als Erzähler hat sich Eberh. König mit Erfolg betätigt und zunächst der Jugend ein köstlich-buntes Märchenbuch („**Von Hollas Rocken**“) und drei gediegene geschichtliche Erzählungen („**Ums Heilige Grab**“, „**Der Dombaumeister von Prag**“, „**Das Volk steht auf!**“) geschenkt. Einen weiteren Leserkreis gewann er aber durch die wundertiefen Legenden „**Von dieser und jener Welt**“ (1916), durch die Rübezahlmär „**Wenn der Alte Fritz gewußt hätte**“ (1917) und durch die Geschichte einer Jugend

„Fridolin Einsam“ (1918). Von den Legenden sind wiederum die vornehmsten Stücke: „Das Märchen vom Waldschratt“, „Hermoders Ritt“ und „Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkenfaumweise“. —

Wie das Waldschrättlein, von heißem Wissensdurst getrieben, zu den Menschen geht, wie es bald erkennen muß, daß diese von ihm angebeteten Halbgötter — bis auf wenige durch Mitleid wissend Gewordene — nichts sind als harte, stumpfe, rohe und abergläubische Wichte, und wie es der Gemeinheit der Menschen erliegt — das ist von einer so köstlichen Poesie, daß man die Mär nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legt. Noch einmal hat König den gleichen Stoff als Text zu einem Musikdrama verwertet, wie er sich denn überhaupt noch mehrfach nicht ohne Erfolg an Ländchen beteiligt hat („Der Sackpfeifer von Reife“, „Riquet und der Schopf“, „Herbert und Hilde“, „Die Nacht auf Nagos“, „Ariadne“). — Das Epos „Hermoders Ritt“ schließt sich an die Eddasage an, aber der Dichter hat den alten Stoff als „Künder des Fluches, der Aufgaben und Hoffnungen unserer Tage“ im Erleben des Weltbrandes in glutvolle Verse gegossen und mit der Tiefe seines Geistes erfüllt, und die Dichtung wird schließlich zum Sinnbild des Austrags zweier Weltanschauungen, zum machtvollen Trostlied für alle Tagenden, zum stärkenden Stahlbad für alle Guten. Auch sonst hat der Dichter in zahlreichen Zeitgedichten („Bismarck“, „Trugwelt“, „Im Mausoleum zu Charlottenburg“ u. a.) seiner tiefen Anteilnahme an den weltbewegenden Ereignissen als treuer Eckart seines Volkes Ausdruck gegeben.*

In der „Silberfarbenen Wolkenfaumweise“ schildert der Dichter „Künstlers Erdenwallen“. Es ist immer das alte Leid, das alte Lied! Dem Schönheitsfucher, dem die Musik die Pforte zur Ewigkeit erschloß und der nun im Vollgefühl seines Glückes des grauen Werkeltages Einerlei in ewigen Sonntag wandeln möchte, wird Hohn und Verachtung, Mißverstehen und hochmütige Ablehnung zuteil, da das Organ für Ewigkeitswerte nie der Masse, sondern nur wenigen Wissenden gegeben ward: „Wer in Angsten die ewige Weise sucht, der sei gesegnet, der sei verflucht!“ In einem Briefe an den Verfasser hat Eb. König die Dichtung gradezu als seine „Biographie“ bezeichnet.

Der Roman „Fridolin Einsam“, der Wilhelm Raabe gewidmet ist, atmet dieses Meisters Geist, ist kerndeutsch, herzlich und gemühtief und nimmt das Thema von der Wolkenfaumweise wieder auf. Aber der junge Dichter,

* Einige Zeitgedichte sind abgedruckt im Dezemberheft 1916 von „Bühne und Welt“.

der nach goldener Jugend weltfremd seines Weges zieht, die Augen nach den Sternen erhoben, dem alle Seligkeit und alles Leid als Götterlieblich gegeben ward, der den Boden unter den Füßen zu verlieren drohte, er hat „Acht auf die Gassen“, als die Not des Vaterlandes ruft, und tut wacker und tapfer seine Pflicht.

In der Rübezahlmär ist dem Dichter die Durchdringung eines Abschnittes neuester Geschichte mit der alten Bergsage aufs glücklichste gelungen, und die tiefe Tragik, die über der Persönlichkeit des Alten Fritz ruht, die Kräfte, die den großen König über des Geschickes Mächte obliegen ließen, sind so eindrucksvoll dargestellt, daß die kleine Erzählung zum Verständnis des preußischen Genius in erfreulichster Weise anleitet — kein Wunder, hat sich doch Eberh. König als Mitarbeiter der großen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, als Verdeutschter vieler Poesien (Palladion, Gedichte usw.), der Briefe und des Antimachiavell längere Zeit nachdrücklich mit der Gedankenwelt Friedrichs des Einzigen beschäftigt.

Blicken wir noch einmal zurück auf Eberh. Königs Lebenswerk, so müssen wir eingestehen: Welch eine Fülle der Gesichte, welch ein Reichtum an Gedanken und Erlebnissen, welche erstaunliche Vielseitigkeit und welche Vertrautheit mit den verschiedensten Stoffgebieten! Sage und Geschichte des klassischen Altertums stehen diesem großen Gestalter ebenso nahe wie das deutsche Mittelalter, die Renaissance und die neueste Zeit. Und sofort erhebt sich die Frage, ist Eberh. König etwa einer der Tausendfüßler, die auf Bestellung bald dies, bald jenes schreiben können, wie es grade gewünscht wird? Hat er Baubilderbogen zur Hand und arbeitet nach Bedarf bald im antiken, bald im romanischen, im gotischen, im Renaissance- oder gar im Jugendstil? Nein, tausendmal nein! Gewiß verfügt der Dichter über ein erstaunliches stoffliches Wissen und ist heimisch in allen Völkern und Zeiten, aber alle seine Helden sind doch nichts anderes als er selbst der dietrich- und wielantgleiche Gottsucher und Höhenmensch, der niemals seine Seele verkauft hat, der lieber hungerte und fror, als durch das kleinste Zugeständnis an den Geschmack der Menge sein künstlerisches Gewissen zu belasten. Und so sind alle seine Dichtungen, so verschieden sie in ihrem äußeren Gewande anmuten, doch innerlich bluts- und wesensverwandt, und immer handelt es sich um die eine große Auseinandersetzung, die der Dichter einmal als Aufsatzthema seinen Primanern am Wilmersdorfer Gymnasium (allwo er 1915 als Kriegsaushilfs-Oberlehrer beschäftigt war) gegeben hat: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“

Und das Gedankliche wird geboten in lieblicher Hülle, in köstlich-geschliffenem Pokal, wie denn der Dichter ein sprühender Wort-

gestalter ist, der Wert legt auf Klang und Gehör. In einem Briefe an seinen unermüdblichen „Königsherald“, Dr. R. Konrad in Posen, läßt er uns einen Blick in seine poetische Rüstkammer tun:

„Von der Welt des Auges komme ich her — ich bin Zeichner und Plastiker — und zum Schauen will ich den Leser oder vielmehr Hörer helfen. Dazu dient mir eine seltsam sprachliche Veranlagung: Der Sprach- und Wortsinne in mir ist die Unruhe in meinem Uhrgehäuse, er ruht nie, er ist wie ein Atmen, arbeitet ständig, ohne daß ich mir dessen bewußt bin. Es gibt wohl wenig Menschen, die so ausschließlich in Worten denken; bei alledem, was ich sehe, fühle, erlebe, sucht in mir ein Zwang nach dem Worte dafür, das ist ein richtiges Suchen, Wählen, Verwerfen, Ersetzen: erst im Worte wird mir die äußere und innere Wirklichkeit zu eigen; allem, was ich tue und lebe, läuft diese Arbeit dauernd nebenher, sie kennt kein Ausruhen, Jede Wolke die mir ins Auge fällt, heischt unmittelbar, ohne daß mir's bewußter Wille wird, die angemessene Wortbezeichnung. Sogar im Traume läuft neben dem Schauen-Erleben ein Gestalten in Worten her, sodaß Erleben und Darstellen tatsächlich gleichzeitig vor sich gehen, und selbst da, im Traume sind Arbeit, Wahl, Verwerfen, „Ausstreichen“ und Bessern ständig am Werk. Das ist mir selber höchst merkwürdig. Sie werden dann auch bemerkt haben, mit welcher Liebe und Sorgfalt ich mich im Edelmetalle unserer Sprache ergehe, wie alles klanglich und rhythmisch abgewogen ist — lesen Sie meine Sachen laut, sie sind alle fürs Ohr geschrieben, und Sie werden erst gewahr, wo ich künstlerisches Verdienst suche. — — So muß unsereiner die selbstlose Kunsttreue üben, die den alten hellenischen Bildnern eignete, wenn sie die Hinterseite ihrer Figurenreihen in den Tempelgiebeln, die nie ein Auge sah, ebenso sorgsam ausarbeiteten wie die Vorderseite. Das Qualitätsgewissen!“ *

Ein Künstler, der seinem Volke soviel zu sagen hat, ein Kämpfer, der so ernstlich um den Kranz ringt, dessen Zeit kommt, muß kommen! Schon wächst die stille Gemeinde von Tag zu Tage. Der Dichter selbst aber hat sich zur tapferen Erkenntnis durchgerungen:

„ . . . Wer leidgereist und wertbewußt,
Die Ausfahrt wagt, wem alle Zweifel schweigen,
Der spricht zum Schicksal als ein Herr: Du mußt! —
Ihm wird zuletzt das Schicksal selbst sich neigen.
Die Welt ist nicht so weit wie unsre Brust.“

(„Teukros“, Schlußverse.)

* Brief an Dr. Konrad; Niederschl. Tageblatt, Grünberg, vom 18. I. 1917.



Erich I. Gottschlich.

Von Elfriede Schindler.

Wer mit Vorurteilen von den Künstlern um die Jahrhundertwende kommt, dem werden Erich I. Gottschlich's* Landschaften nichts oder wenig zu sagen haben. Da ist nichts von den



Phot.: Glauer-Oppeln.

Lichtproblemen eines Uhde, nichts von Liebermannschen Blitzlichtstudien, nichts von den brausenden Farbenimpressionen eines Angelo Sank, keine Kalkreutsche realistische Epik, keine mystische Naturtragik des

* Gottschlich stammt aus Gleiwitz und wohnt daselbst. Er ist Vorsitzender der Oberschlesischen Künstlervereinigung. (D. R. V.)

Van Gogh. Nichts davon. Naturstudien hat Gottschlich nie als Selbstzweck getrieben. Etwas Neues, Eigenartiges ist in seinen Bildern. — Das ist er selber, seine Seele, seine Gefühle. Die Farbenmelodien, der Linienrhythmus seines Wolkenhimmels, seiner Erde sind Expressionen seines Gefühls. Er ist Expressionist.

Expressionismus, ein Wort, das chamäleonartig in vielen Farben spielt. Wenn wir die Richtung ausschalten, die nicht selten an angewandte Psychologie grenzt und sich damit begnügt, jene Erinnerungsbilder abzumalen, die als verschobene Nachbilder der Wirklichkeit auf der Netzhaut oder vielleicht auch im Gehirn entstehen, so können wir die Worte Burgers als Charakteristikum auf den Expressionismus anwenden: „Das moderne Bild, das Kunstwerk will nicht mehr Objekt des Genusses einer ästhetisch gebildeten Kaste, sondern Verkörperung jener inkommensurablen Welt sein, die unser Inneres umschließt. Es will nicht erlösen von der Welt, wohl aber den Besitz ihrer inneren Größe vermitteln, die wunderreiche Gestaltensfülle der schöpferischen Kraft selbst, die unser aller Heil und unser aller Verderben ist“.

Archipenko, Marc, Pechstein, sie wollen hinabreißen in die Urteufen der Seele, wo die Kräfte übergewaltig, ungebunden, formlos wurzeln; je näher, tiefer, deutlicher diese, desto undeutlicher, aufgelöster ihre Formen.

Anders Gottschlich. Auch seine Kunst ist Expression der Seele. Aber er will nicht hineinreißen, er will sich selbst erlösen aus ihr. Er läßt aus ihren Abgründen seine Gefühle herauswachsen, sich formen; je ausgebildeter, vollendeter sein Gefühl, desto näher, deutlicher die Form.

Das ist der Expressionismus E. Gottschlichs, eine Seelenkunst, in der das tosende, ungebundene Fortissimo des Gefühlschaos in gebundenere Tempi rhythmisiert, eine Seelenkunst in feinnerviger Sensibilität wurzelnd und wachsend, sich erlösend in subtilem Schönheitsverlangen.

Schönheit ist Maß, Harmonie, Ausgeglichenheit.

Seine „Abendsonne im Gebirge“: eine Agonie des Lichtes, des formgebundenen Seins. Da ist ein Zurückfliehen der Linien in die Abgründe des formlosen Nachtdunkels, ein schmerzhaftes Klammern der amethystnen Schatten am gestaltenden Lichte des Tages. Aber die Flucht der Linien ist Schönheit, Maß, Rhythmus; das Farbenspiel die Ausgeglichenheit eines Schmerzes, eines ungeheuren Gefühls das sich durch sich selbst überwunden und erlöst hat.

Maß, Rhythmus, Harmonie, wahrer Kunst heiligste Zweieinigkeit von Inhalt und Form, — das ist's, was Gottschlich von den Modernen trennt und mit dem Expressionisten Hodler verbindet. Doch



„Himmel und Erde.“
 Geißler F. K. Städter-Roda i. S.

Phot.: Wiesner-Gleiwitz.

ein Wesensunterschied ist zwischen beiden. Hodlers Kunst ist metaphysisch, denkend gefühlt. In der felsenharten Struktur seiner Kompositionen verkörpert sich der Wille, die geistige Kraft, die Idee einer allbeherrschenden Lebensenergetik. Gottschlichs Werke sind etwas Neues, ihr Lebensquell und Inhalt durchaus das Gefühl.

Reines Gefühl läßt sich nie durch Worte entkleiden. Es kann nur als leise mitschwingender Hauch, als unterirdisch brausender Strom angedeutet werden. Jeder Versuch zur Erklärung und Sichtung führt zur Zerstörung. Eine Besprechung der Gefühlskunst, der beinahe lyrischen Werke Gottschlichs kann nur Andeutung sein.

„Sternenhimmel“: Die stille, starke Ruhe einer Mondsommernacht, die im blauen Sternenkleide die Erde beschreitet, die tiefsichtige, innige Anmut einer jungen Mutter, die im dunklen Schoß der leise rauschenden Bäume ihr neugeborenes Kind, den morgenden Tag, wiegt.

„Pag“: Das ist eine düstere, eigenartige Elegie, nicht der kraftvolle Friede einer Mitsommernacht, in der die Ruhe neues Leben gebiert; das ist der hoffnungslose Friede eines an das Ufer gespülten Wracks, in dem noch grollend die aufgeregten Meereswellen schlickern. Zerrißene Wolkensegen jagen durch den Himmel, wie die düsterbrausenden Akkorde in Loewes Balladenvertonung vom weltmüden Kaiser vorm Kloster von Sankt Just. Pag, die Friedenssehnsucht eines Brentano, die hilflos am schwarzen Marterholz des Welterlösers zerbricht, der Friede eines vom Leben gepeitschten Daseins, das in der Einsamkeit verblutet.

„Himmel und Erde“, Materie und Geist, raumgebundene Zeit und Unendlichkeit. — Mit resignierter Klage umfängt dieses Kunstwerk das Doppelgesicht alles Seins. Die Berge recken qualvoll bittend weiße Sehnsuchtshände, aber der schwere Wolkenmantel der Windriesen drückt und drückt sie tiefer und tiefer in den Erdenchoß der Vergänglichkeit und entgleitet in unendliche Räume. Eine dolchspitze Wolke stößt wie ein irrer Verzweiflungsschrei des gebundenen Geistes ins Leere.

Leichter, ganzer öffnet sich das Verständnis des Künstlers in seinen Bignetten. Die vesuvischen Gefühlsauswallungen seiner großen Kompositionen verdecken den feinen Seelengrund, aus dem sie erstehen. Sie geben den Takt, einen Pulschlag seines überragenden Gefühls, die Bignetten den Takt seiner ganzen Gefühlslage, all dieser feinsten, empfindlichsten Nerven, die in seinem Künstlerherzen vibrieren.

Jede Bignette, jede Linie, jede Farbe gibt einen besonderen Ton in diesem Takte, vom zärtlichen dolce eines italienischen Liebesliedes bis zur schwermütig-innigen Einfachheit eines deutschen Volksmärchens, von der inbrünstigen Lieblichkeit des Fra von Fiesole bis zum leichtsinnigen, französischen allegretto gracioso.

Da sitzt die „Herzeleide“, die alte junge Königin der Tränen; ihr Schmerz weint in ein paar wunderbar einfachen Linien von



„Sternennacht.“

Phot.: Glauer-Dppeln.

Original im Besitz der Regierung Dppeln.

Blütenranken in den Himmel. — Ein anderes: Ein Blütenbaum wiegt seine Anmut über einer noch anmutigeren, jungfräulichen Jesu-
mutter. — Das „Märchen von gestern“, vom alten König, der jungen
Königin und dem schleppentragenden Bagen zieht durch den Wald. —

Gottschlich ist ein Weltfremder, ohne die reichen Beziehungen der Modernen zum sozialen Leben, ein Träumer in einer eignen Welt voll Innigkeit, Feinheit, Rhythmus und Farbe.

Der feine Linienrhythmus ihrer Spitzen, Stöckelschuh, Bouffanten und Reifröcke erklärt wohl seine Vorliebe für die vornehmen, raffigen Kokokogranden. — Aber noch ein anderes — Kokoko. —



„Abendsonne im Gebirge.“ Phot.: Wiesner-Gleiwitz.
Besitzer Freiherr von Deynhausen zu Grevenburg und Oldenburg.

Ein leises Knacken spitzer, spielender Hände, die ganze Tragik eines zerbrochenen Lebens kann darin sein, und ein schmales Zucken spielt um den Mund. — Ist's verhaltenes Schluchzen, ist's Spott? Vielleicht beides; Spott, Ironie bestimmt!

Das ist die Linie des Kokoko, die auch in Gottschlichs Bildern schwingt. In leisen Obertönen manchmal, als Grundton in anderen. In der Groteske. „Vorm Spiegel“, in der „Toilette der Maintenon“, die fast wie eine kinderunschuldig-unverschämte Kokokoaneddote anmutet, mit jener Liebenswürdigkeit, die nur dem Spott eignet, hinter einem graziös-schwingenden Fächer geplaudert.

Damit bin ich fertig, und der kritikkluftige Leser ist enttäuscht, zu kurz gekommen. Wenn er einsichtsvoll ist, wird er aus dem Gesehenen und Gesagten selbst die Grenzen dieses Künstlers erkennen.

Das Schlechte ist nur Kehrseite des Guten, Schwächen korrespondieren mit Vorzügen wie Licht mit Schatten. Wenn er kritisieren will, soll er's selbst tun. Ich habe nicht Lust, vor allem, nicht bei einem so jungen Künstler, zu beweisen, daß ein Mandelbaum keine Äpfel trägt.



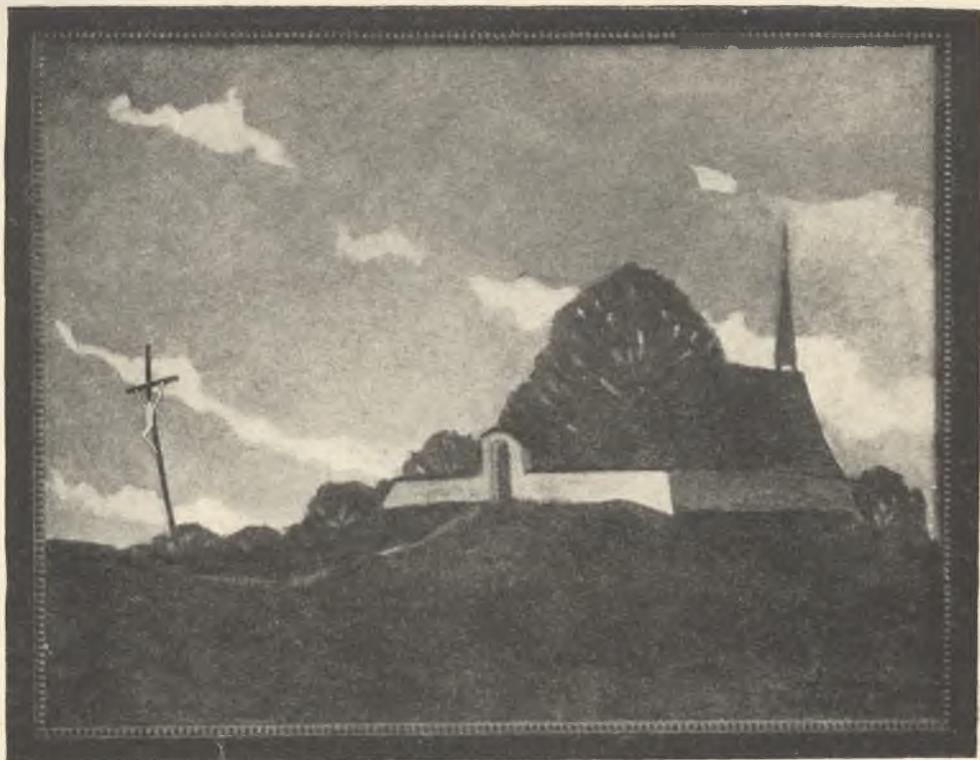
„Frau Herzeleid.“

Phot.: Wiesner-Steinitz.

Original im Besitz des Künstlers.

Jeden Künstler in seiner Art, ganz erleben, ist Aufgabe des kunstbeflissenen Laien. Der Kritiker mag den blütenhauchartigen Schmetterling aufspießen, die farbenreiche Blume, deren Duft wir genossen, ins Schweinslederne Herbarium pressen und sie nach Staubgefäßen und Stempeln klassifizieren. Unser ist das Leben, ihnen gehören oft nur die Schalen und die Worte.





E. S.
Gottschlich:

„Pax“.

Holtei's Schlesiertum.

Von Paul Rugey

„Wenn ich in Amerika die weltauseinander liegenden Farmen besichtigte, überfiel mich nicht manchmal eine bis zum Blödsinn wachsende Seh-erbe, ein Dorf zu sehen, diesem ähnlich, wo ich geboren bin?“
(Eiselfresser.)

Als unsere Nation im Besitze einer großen, der aller umgebenden Völker durchaus gleichwertigen Literatur war, trat der alte deutsche Zug zur Besonderheit, zum Individuellen hervor. Die Landschaften begehrten auch für ihren Teil nach eigenartiger literarischer Äußerung. Am deutlichsten erscheint dieses Verlangen in der Dialektdichtung. Auch anderen Völkern ist sie nicht fremd; aber sie wird



Karl von Holtei.

dort, wenn man von einigen englischen Erscheinungen, z. B. Burns, absieht, fast nie ernsthaft, sondern trägt den Charakter eines scherzhaften Spiels. Dieselbe Beobachtung haben wir auch bei den Franzosen. Das Provenzalische ist z. B. eben kein Dialekt, sondern

der französischen Schriftsprache schweesterlich gleich geordnet. Im Deutschen führen die Dialekte ein ungleich selbständigeres Leben, und ihre literarische Bedeutung ist durchaus ernsthaft. Fast jede Landschaft hat ihre dialektische Literatur, in der sich der Sinn, das Temperament und die Neigungen der Bewohner spiegeln. Fritz Reuter und Klaus Groth sind die typischen Vertreter des niederdeutschen Stammes, Karl Stieler der des oberdeutschen. In den Mundarten entdeckte man im 19. Jahrhundert eine neue, unerschöpfliche Fundgrube, einen Jungbrunnen für die Schriftsprache. In der Mundart zu sprechen und zu singen, ward zur guten Sitte, der man sich nicht zu schämen brauchte. In Schlesien war Holtei der Weckrufer und Bahnbrecher.

Holtei ist unter den schlesischen Dichtern eine liebenswürdige Erscheinung, ein vielseitiges Talent und zugleich der Typus eines alten Schlesiens vom echten Schrot und Korn, der gewissermaßen unser heimisches Volkstum am reinsten zeigt und vornehmsten verkörpert. 1798 in Breslau als Sohn eines Offiziers geboren*, frühzeitig verwaisst, nach einer unglücklichen Erziehung, übernahm er, nachdem er 1815 als Freiwilliger am Kriege gegen Frankreich teilgenommen, eine Stelle als Theaterdichter und Sekretär des Breslauer Stadttheaters. Dasselbst redigierte er den „Obernigker Boten“ sowie die „Deutschen Blätter für Poesie und Literatur“, wozu ihm namhafte Mitarbeiter Beiträge steuerten, so Eichendorff seinen Taugenichts. Nach jahrelangem Umherirren an verschiedenen Orten, ließ sich der so wenig seßhafte Ahasver seit 1870 dauernd in Breslau nieder, woselbst er als Pensionär der barmherzigen Brüder 1880 starb und auf dem Bernhardin-Kirchhof begraben liegt. Die Holteihöhe in unserer Landeshauptstadt, woselbst der Dichter auf der alten Ziegelbastian oft weilte und Verse schrieb, ist ein dauerndes und würdiges Monument für den vielgefeierten Landsmann und ein sprechender Beweis dafür, welcher Wertschätzung und Zuneigung er sich erfreut hat. Seine Romane werden heute wohl noch selten gelesen; hingegen hat er sich in seinen „schlesischen Gedichten“ (1830), woselbst er, der große Kenner der heimischen Volksseele, den ersten Gehversuch unternahm, die mißachtete Dialektsprache, sein geliebtes Schlesiens, als Ausdrucksmittel des poetischen Empfindens zu gebrauchen, unbestreitbare Verdienste erworben. Mit ihnen hat er sich so recht in die Herzen der Schlesier hineingefungen, und in ihnen lacht und singt mit goldigem Humor das schlesische, warmherzige und tiefgründige Gemüt, daß es eine Freude ist, diese Dichtungen zu lesen; denn in ihnen leuchtet wie schimmernder Schmuckstein zugleich der Edelgehalt seines Charakters hervor mit seiner nicht abirraren Geradheit und seinem treuherzigen Wiederfinn.

* Die Familie hat ihren Stammsitz in Westfalen; er war zu Eicklinghofen bei Dortmund. Noch im Jahre 1399 fand sich dort diese Ritterfamilie. Ihr späteres Besitztum war das Gut Benninghofen in der Nähe von Hörde. Der vorletzte des westfälischen Stammes war Hermann von Holtei, dessen zweiter Sohn nach Livland ging und zu Ascherod Komtur ward. Der ältere Bruder des Livländers, Winold von Holtei, starb 1580 zu Benninghofen und ist in der Kirche zu Wellinghofen bei Hörde begraben. Von jenem Komtur stammen also die Liv- und Kurländischen Holteis ab. Holteis Großvater, noch in Kurland geboren, kam zuerst in Kurfürstliche und sodann in preußische Dienste, woselbst er nach dem zweiten schlesischen Kriege Obrist der braunen Husaren ward, welches Regiment speziell schlesisch gewesen ist.

Nicht verschwiegen er es, daß ihn Hebel durch seine alemannischen Gedichte (1803) zu seiner Dialektpoesie angeregt habe. Er schreibt als Widmung:

Dich, du seltsamer Man, hatt' ich im Sinne und Härze,
 Weil ich der wullde partu a Briewel wulld' ich der schreiben,
 Und do wulld' ich der schicken de ganzen schläschen Getichte;
 Wullde sprechen zu dir: a Hebel bist de gewäsen
 Fur die Liederle hie. Denn nimmermeh hätt' ich gefungen
 In der schläschen Weise, hätt's nich alemansche Getichte! —
 Mit a'm Stäker vo Guld huft du mersch Härze dergriffen,
 Huft mersch umgerührt im Leibe, huft mersch gebrochen,
 Huft mersch wieder koriert mit deinem Flaschel vull Balsam.
 Femersch, o Femersch, nee nee, was bist du doch fur a Tichter!
 In dem Büchel vun dir, do find ma alles und jedes:
 Wie in där grußen Natur hot's Winter drinnen und Summer,
 Härbst und Fruhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rügen;
 Urdenär abgemolt sein Menschen, Tiere und Wälder
 Und de Beeme, die blicn; wie bir, su räden de Menschen.
 Femersch, o Femersch, nee nee, ma kan sich nich satt an dir läsen.
 Siech, dahs wulld' ich der sa'n, ja schreiben und wullde dersch schicken,
 Aber nu huft d' mer dän Pussen gespielt und bist mer gesturben.
 Und wu sol ich der nu de schläschen Getichte hihnschicken?

Mit dem Altmeister Goethe verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen; darum hat er auch ihn nicht vergessen und ihm einige Verse gewidmet. Aber er empfindet nur allzu deutlich den großen Abstand, der beide trennt, vor dessen Ruhm der seinige verblaßt wie der Nebel vor der Sonne. Goethes Schwiegertochter Ottilie schrieb indes zur Beruhigung und zum Troste dem Verfasser: „Sie glauben gar nicht, was der Vater Gutes und Gemütliches über ihre schlesischen Gedichte gesagt hat.“ Holtei begrüßte den Gefeierten mit den Worten:

Du huft mersch vergünnt, und do stell' ich mich ei
 Und lä' der mei Büchel zu Fissen;
 's sein a poor Hamveln Liedel derbei,
 Jedwedes will dich begriffen.
 Se klingen wull fremde, du wirscht se verstihn,
 Denn weil se, dahß se vum Härzen gihn.

A jeder, där singt, wie's i'm juste kümmt,
 Jedes Land hot och seine Kaleere;
 Wu ader ock eener de Urgel stimmt,
 Do sefft se zu deiner Ehre;
 Wär deinen Ruhm zu verwüßten gedenkt,
 Där hot sich sälber ahns Fiebicht gehenkt.

Und wenn ber alle vergässen sein
 Samt ünfern mühsäligen Werken,
 Do wern se vun deinem Sunneschein
 De rechte Wärmde irscht merken.
 Do wern se sprechen: „I'r andern schreibst,
 I'r müßt vergihn, und där Goethe bleibt!“

Die Heimat vor allem hat es unserem Dichter angetan. Die Schläsing liebt er über alles. Heimat, die Heemte, ist ja, ethymologisch betrachtet, wie das Hemde, das, was uns am nächsten liegt und dem man sein bestes dankt. Ohne Heimat sind wir nur unftete, bemitleidenswerte Flüchtlinge, einer Felsenpflanze gleich, die ihre Nahrung aus den Lüften saugt. Heimat gehört zu unserem Körper wie der Leib zur Seele. In dem Boden unseres Volkstums wohnt und wurzelt unsere heimische Volkskraft; er ist der Baum, der unserem ganzen Organismus ständig gute Säfte und frische Kräfte zuführt. Mit allen Fasern seines Herzens ist Holtei mit dem Grund seiner Heimat versponnen; er ist ein moderner Riese Antäus, der durch die Berührung mit dem Boden der Heimat an Kraft gewinnt; sie ist in der Ferne und Fremde das Ziel seiner seufzenden Sehnsucht und Traumwelt. Er muß überwältigt von diesem einzigen Wörtlein, bekennen:

's ihs halb gleisewull
 A dunnersch Ding mit däm „Derheeme“! Mir
 Gih't's akkerat nich andersch wie däm Friedel.
 Mich han se ooch schund manchmol da und durten
 Gar sihr traktiert und han mer Gutt's getan,
 Bei Fürschten und Herzogen und bei Grawen,
 Scheene Froovölker und gelehrte Herrn,
 In grußen Städten und uf hohen Schlässern,
 In fremden Landen ader Justenwu,
 Dabß ich mich eegen schaamte, weil ich's e'm
 Nich wert bihn! — Nu, 's gefiel mir schund, o ja!
 Im besten Freu'n, im allergrüßten Leebse
 Liß sich doch immerzu de Sehnsucht spüren.
 Nach wahs? — Nu, gloobt mersch ader gloobt mersch nich:
 Nach meinem kleenen Haus in Obernigk,
 Samt seinem Schindelbächel und a Tannen,
 Die vur der Türe stihn, däm bissel Garten,
 Däm Laubenschlage und där grünen Laube!
 Wie schilgemol — du weest's, mei lieber Got —
 Hab' ich geseufzt und seufz' ich hinte noch:
 „Heem will ich, juste weiter nich, ack heem!“

Die letzten Worte sind bekanntlich die Überschrift eines seiner schönsten Gedichte. Ein Bauernjunge, Namens Friedel, hat den kleinen Prinzen Ernst, der seinem Hofmeister entlaufen und vorwiegend ins Bad gegangen war, vom Tode des Ertrinkens gerettet. Vor Freude über die Rettung ihres Kindes, nahmen der Fürst und die Fürstin den mutigen Friedel zu sich auf ihr Schloß und hielten ihn wie ihr eigen Kind. Aber dem Friedel gefiel's nicht in dem schönen Schlosse. Das schönste Essen schmeckte ihm nicht. Er sprach kein Wort und war betrübt. Das merkte die Frau Fürstin, die es so gut mit ihm meinte, nahm ihn allein vor und fragte ihn: „Was fehlt dir denn, Friedel? Sag nur, was du willst! Es soll geschehen!“ Da ward der Knabe ganz vergnügt und sprach: „Heem möcht' ich; luste weiter nischt, ack heem!“ Die Frau Fürstin aber hielt ihn nicht zurück, sondern schickte ihn eilends seinen Eltern wieder.

Breslau, Schlesiens Metropole, hat in der Mitte des 19 Jahrhunderts an Bevölkerungszahl sehr zugenommen und nach Sprengung des lästigen Festungsgürtels nach außen hin sich schnell erweitert. Dank der emsigen Arbeit seiner Kommune wurden eine Menge moderner Einrichtungen getroffen, die der Einwohnerschaft zur Bequemlichkeit und zum Segen gereichten. Und nicht mehr hatte das hoshafte Volkslied aus alter Zeit recht, welches meinte: „Zu Breslau in der Schlesien, bin ich auch einmal gewesen, aber, ach, es bleibt dort ein großer Mist, wenn das Wasser ausgetreten ist.“ Holtei schildert den äußeren Werdeprozeß mit ergötzlicher Ironie:

Wie huft de diich doch seit verfluhnen Jahren
 Su ümgewendt, schermantes Brassel du!
 Wahs huft de nich fur Ungemach dersfahren!
 Und justement dahs säzte diich in Ruh';
 De Festung han se reene weggeschliffen,
 Und Finken seifen, wu lust Kugeln siffen.

Zengstrüm blühn Blumen uf där ganzen Plane,
 Und wu ma giht, ihs alles frisch und grien;
 Im Wale schwimmen de schlohweißen Schwane,
 Ma sitt se mid a Wasserhiehdeln ziehn;
 Do ha't i'r Gänge, krumme und ooch grade,
 In deutscher Sprache heeßt's: de Prumenade.

De Väter vun där Stadt han's su derschaffen,
 Mit Müh' und Kusten han se's irscht dermacht.
 Wull mancher stund und liß de Gusche klaffen
 Und hot de kleenen Beemel ausgelacht;
 De Beeme aber schiert kee sitter Puffen,
 Die wachsen furt mit Sachten, unverdruffen.

Aber auch innerlich ist Breslau nicht mehr das alte geblieben. Der Fortschritt, wie man das neue Ding zu nennen pflegt, hat sich allenthalben, an allen Ecken und Enden bemerkbar gemacht:

Nu bihn ich noch labendig heemgekummen,
Ging's glei midunder schund derquäre schier;
De Schläsing hot mich hätzlich usgenommen,
Und Stadt und Stätel gaben mer Quartier;
De Sehnsucht schmärten se mid Honigseeme,
Zengstrüm durchs Ländel war ich wie derheeme.

Ack gleisevull wiß ma in manchen Stücken,
Wenn eens de Sechzig uf em Buckel trä't,
Sich in de junge Zeit nimmeh zu schicken;
Ma feedert sich und kümmt bald doch zu spät.
Nu vunzemol Grußbrassel! Meiner Sieben,
Dahs macht sich raus — 's ihs werkllich übertrieben!

Do hot der Furtshriet (denn asu genennen
Se glei dahs Ding im Zeitungsblate jigt)
Sich usgemacht und bleibt in eenem Rennen.
Ma stiht als wie de Gans, wenn's kracht und bligt,
Ma fra't: „Bihn ich denn eegen bei Verstande?“
Ma grägelt rüm wie in a'm fremden Lande.

Wenn er nach der Heimat reist, dann begrüßte ihn schon von ferne das alte, traute Wahrzeichen, der schlesische Wetterprophet, der Zobten, dem er seine Grüße sendet:

Wenn ich mich manches Mol weit in der Welt,
Im deutschen Landel ha' zengstrüm getrieben
Und bihn in großer Stadt und fremden Feld
Där lieben Schläsing gründlich treu verblieben,
Do extert's mich, wu mersch ooch lust gefällt,
Doch immer wieder heem zu meinen Lieben.
Und immer tracht' ich, dahß ich's wieder breete,
Und setze mich fix uf de Pustkarrete.

Se stüßt wull sihr — mei Härze stüßt noch firrer;
Jedwede Meile ihs mer wie a Ruhß,
Dän sich a Bräutigam, a recht gefirrer,
Vo seinem Bräutel irscht abrankern muß.
Se nähnder nu de Gränze, aster kirrer
Wird schund mei Maul — do spür' ich annen Gruß,
Mir ihs's, wie wenn i'n mer de Lüstel sa'ten,
Wie wenn se mich üm mei Geschicksal fra'ten!

Antwohrten kan ich nich — do muhß ich flennen.
 Nu hör' ich schund a guden Bauerschman,
 Zu jiglichem möcht' ich am liebsten rennen
 Und möcht' i'm gleich a rechtes Patschel ga'n.
 Ich dächte doch, se müßten mich erkennen!
 Wahs stuurt i'r mich denn gar su eesam an? —
 Nu säh' ich schund a „alen Zutabarg“ —
 Do kniet' ich gärne in a tiefften Quarg.

Ach, Zutabürg! Du schiener, bloer Hübel,
 Du bist urnär a Wächter uf em Turm.
 Du meldest uns jiglich Gutes, jiglich Übel,
 Du meldest uns Rügen, Sunneschein und Sturm!
 Wie ufte ha' ich nich aus meinem Stübel
 Nach dir gelinzt und deiner Ohnesurm!
 Denn warsche blau, do kund' ma Rügen spieren,
 Und warsche grau, do gingen ber spazieren.

Für sein geliebtes Obernigk, wo er seinen Sommersitz hatte
 und ein eigenes Häuschen besaß, schwärmt er über alles:

Denk' ich doch schilgemol dran; das warn mer sälije Tage,
 Wenn ich nach Obernigk ging im Winter aber im Summer
 Aus däm Leeb's in der Stad zum heemlichen Dörfel; ach jemersch!
 Tagelang freut' ich mich schund zuvor und zählte de Stunden
 Und zur Nacht fuhr ich uf imm Troome, als wär' ich schun draußen,
 Hierte de Tagel und sa'g beim Förstcherhäusel se schwänzeln.

Dörfel, wie lachst de mich ahn, und Abend, wie bist de su sanfte!
 Sunne, wie särbst de su blank de Wälder, und Lüstel, wie reene
 Zieht i'r um Garten und Jaun! . . . Mei Herze, wie bist de su glücklich!
 Schläfing, Mutterland du, dich lieb' ich immer; dich lieb ich,
 Eb ich in Grafenort stih uf starren Gebirgen und Felsen,
 Eb ich in Obernigk gih durch sandiges Kiefergepüschel!
 Uben und unden und hie und do wie überal meen' ich,
 Daß ich derheeme bihn. . . . In der Schläfing bihn ich derheeme!

Am besten scheint es ihm auf seiner Reise in Patschkau gefallen
 zu haben, das mit seinem festungsartigen Charakter einen alter-
 tümlichen Eindruck macht, und wo noch schlesische Gemütlichkeit herrscht:

Ma kümmt, glei fra'n se: „Wär ihs dahs, där?
 Wu giht a hihn und wu kümmt a här?“
 Wie Werner vun Patschkau! Mid eenem Wohrt:
 Aus Patschkau kumm' ich. U hübscher Dhrt!
 Där sitt noch aus wie a Stätel vun Tauer,
 Zengstrüm giht anne urndliche Mauer
 Mid kleenen Türmeln; 's läßt wundersehien!
 Do tutt nich alles su uffen stihn,

Wie's Mode gewurden ihs jizunder.
 Nee, Patſchkau betracht' ich mer recht fur a Wunder.
 Do sitt ma, wu man a Blick derhåbt:
 A sitter Ohrt, där hot wahs derläbt,
 Wuchs nich wie a Pohfiest vun nächten uf heute —
 Und wahs gibt's in Patſchkau fur liebe Leute!

An das Mißverständnis mit den „Patſchkauer Dohlen“, jenes bekannte, volkstümliche Gebäck, knüpft er als Moral sein treuherziges Glaubensbekenntnis:

In Glaubenssachen bihn ich stuckstumm,
 Dahs nähm' ich mer vor. 's ihs gar zu tumm.
 Gener zieht hutte, där andere schwade.
 Wärsch doch üm jiglich Wörtel schade!
 Doderbeine kümmt eemol nischt raus.
 Dahs macht ma bluß mid sich sälber aus.

Zwar hätte sich Holtei gewiß im Leben auch noch manches anders gewünscht, aber er ist ein zufriedener Mensch, der mit seinem Schicksal nicht hadert und darum scherzhaft meint:

Und vum Uakse de Kraft,	Wie a Löwe ahn Mut,
Und vum Sperrlich a Saft,	Wie a Bähflamm su gutt,
Und vum Warder a Zahn,	Und su flink wie a Querk,
Und do wär' ich a Man!	Und do wär' ich a Kärl!
Annen Bart wie a Buck	Wie a Hirsch ni nich matt,
Und an'n Zippelpelzruck,	Wie a Schlammpeißker glatt,
Wie a Zeiske su grien,	Wie Scholastern gescheit,
Und do wär' ich wull schien!	Und do käm' ich wull weit!
Und de Nase vum Fuchs,	Abersch kan nu nich sein,
Und de Dogen vum Luchs,	Und do find' ich mich 'nein,
Und de Beene vum Färd,	Und ich bleib', wie ich bihn,
Und do wär' ich wahs wärt!	Und 's muhß haldig ooch gihn.—

So weiß Holtei in seinen Gedichten, die meistens das Leben der unteren Klassen uns nahe bringen und in denen er die herzliche, liebe Art der Menschen seiner schlesischen Heimat in wahrer, wirklichkeitsgetreuer Weise schildert, eine gemütliche und heimatliche Stimmung zu erzeugen. Ein behagliches, fast spitzbübisches Lächeln glänzt uns entgegen und dieser gesunde, kernige Humor schwebt wie die Silberwölkchen über der Erde, und wir bewundern die Kunst, mit welcher in der allerliebsten Weise Lachen und Weinen in einen Sack gepaart ist, die Drolligkeit des einzelnen einfachen Wortes mit dem Unterton der Tragik. Und immer trifft er mit seinen dialektischen Wendungen den Nagel auf den Kopf. Holtei und Schlesien gehören eben zusammen, und man merkt, daß seine dialektischen

Dichtungen, mit denen er sich ein monumentum aere perennius gesetzt hat, die Gefühl, Phantasie und Humor zeigen, bald sentimentale, bald realistische Färbung haben, nicht etwa „gemacht“ sind, sondern aus bestimmten Stimmungen herausgeboren wurden, und daß er ein erfindungsreiches Talent ist, der die Verse aus dem Ärmel schüttelt.

Aber auch in den Erzählungen Holteis herrscht ein starkes Moment vor, das die heimische Art und provinzielle Eigentümlichkeit recht zum Ausdruck bringt. Nicht nur ein wichtiger Einschlag der heimatlichen Mundart belebt die Sprache überall, auch die heimatischen Sitten und Gebräuche werden stets mit Liebe betont, wie ja in seinem Dichtercharakter selbst die schlesischen Eigenschaften am hervorragendsten hervortreten und in der Darstellung selbst: die behagliche Breite der Erzählung. In den „Vagabunden“ lebt das Leichtsinrige und Leidenschaftliche, in „Christian Lammfell“ die einfältige, von Herzen gutmütige, stillselige Beschaulichkeit und Frömmigkeit, der mystische Zug und das kindliche Gemüt des Schlesiervolkes. Hier hat er sich selbst gegeben. Auch lernen wir im 3. Bande die Armut eines stillen, oberschlesischen Dorfes kennen, in das die Revolution ihre Funken getragen hat. Und in dem Eduard der „Efelsfresser“, in denen der Diener Fiebig in wissenschaftlicher Weise die Erklärung des alten, bekannten Spottnamens der Schlesier aufzubringen sucht — eine Arbeit, die übrigens in neuester Zeit von den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde viel besser geleistet worden ist —, hat er geradezu eine allseitige Charakteristik des Schlesiens beabsichtigt. Hier klingt alles zusammen, was einen Schlesier ausmacht, die Sehnsucht nach der Fremde und das Zurückverlangen nach der Heimat, das Streben nach Gutem und Wahren, und doch auch ein schwacherziges Nachgeben, ein gutmütig, anhängliches Vertrauen, und doch auch ein emsiges, unerreichbares Suchen und Sehnen mit qualvollem Grübeln und selbstquälerischer Trauer. Hier werden wir außerdem auf ein niederschlesisches Gut geführt. Manchmal nehmen Holteis Interessen für Landesart und Sitte sogar einen wissenschaftlichen Charakter an. So hat er sich lange Zeit mit dem Gedanken eines schlesischen Idiotikons getragen und besonders mit Weinhold viel über Volkskunde gesprochen. In seinem Roman „Haus Treustein“ scheint zwar die Gestalt Rübzahl weniger glücklich gewählt, doch ist es ihm manchmal gelungen, Schlesiens Land und Leute anschaulich zu schildern, und wir bemerken ein liebevolles Auge für die romantischen Schönheiten des Riesen-

gebirges. Die Bergfahrt Herberts hat sogar etwas Frisches und Jugendliches, was an den ersten Besuch Holteis der Koppensbarde und Schneegrube erinnert. Häufig, besonders in den „Vierzig Jahren“ hat Holtei das alte Breslau vor uns aufleben lassen mit seinen altertümlichen Häusern und den sonderbaren Namen und der trüb durch die Stadt fließenden Ohle, die auch Gustav Frentag zu einem düsteren Effekt benutzte, und den winckligen Gassen. Hier ist überhaupt viel kulturhistorisches Material aufgezeichnet, und wir lernen besonders die Theaterverhältnisse der damaligen Zeit kennen. Liebe zur Heimat ist der sonnige Grundton auch seiner Erzählungen. In „Koblesse oblige“ gerät Hermann in Erschlaffung und Lebensmüdigkeit, und seine Heilung und Wandlung zum Guten beginnt erst da, wo er wieder in die Heimat kommt. Mit ergötzlichem Humor hat Holtei in der Posse „dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ durch die Gegenüberstellung der schlesischen mit der Berliner Mundart eine gute, komische Wirkung erzielt, ein Mittel, dem wir öfters begegnen, besonders in seinen Singspielen. Eine besondere Stelle nimmt in dieser erheiternden Liebesgeschichte der Spott auf den Grüneberger Wein ein, der sich einige grausame Witze gefallen lassen muß. Im „Hundefräulein“ machen Studenten nach Flinzberg und dem Dybin bei Zittau einen Ausflug. Überall heimatliche Klänge!

Wirkliche Verhältnisse sind mehrfach in seinen Erzählungen verwertet. Den Pater Jüngel hat er selbst gekannt, und die Kanonenkugeln auf dem Breslauer Festungswall haben nicht nur auf Christel, sondern auch auf ihn einen Eindruck gemacht. Vor allem scheint der Reichsgraf zu Herberstein, dem er die „Grafenorter Briefe“ widmete, ihm als Vorbild für seine alten Edelleute gedient zu haben. Darum konnte er an einer Stelle sagen: „Es ist ein wirklicher Mensch aus dem wirklichen Leben.“ Für die Schilderungen von Bädern sind Warmbrunn und Reinerz maßgebend, die der Dichter mehrfach besuchte, der ein leidenschaftlicher Verehrer von Dampfbädern war. Ein trauriges Lied seiner eigenen Tragik weiß er in den „letzten Komödianten“ zu erzählen. Nur wer die Heimatlosigkeit des umherziehenden Histrionenvolkes weiß und kennt, wird so ergreifend das Schicksal von Wulf, dem Romanhelden, schildern können, der als Sohn eines Schmierendirektors aufgewachsen ist; ein solches Buch muß erlebt sein, wenn es geschrieben werden will, wenn man anschaulich berichten will von der Romantik des herumziehenden Schauspielervolkes, der fahrenden Leute, ihren Abenteuern und ihrer Sehnsucht

nach der blauen Ferne, der Poesie der Landstraße mit ihrem Wirtshausleben. Und Holtei ist doch auch der Dichter von „Lorbeerbaum und Bettelstab“, der bei den schnell verrauschten Erfolgen doch auch mit Bitternis gespürt hat, daß ihm das Festhaltende und Beständige einer tiefer wurzelnden Genialität versagt war: „Zu spät, ein traurig Lied, das täglich uns erklingt!“ In diesem zwiespältigen Gefühle liegt der Grund seiner Klagen, die uns mehrfach in seinen Geschichten begegnen. Das Dichterelend eines Schriftstellers bildet den Gegenstand des Schauspiels. Das Ganze entstand aus seinem Ringen um Anerkennung, so daß man darin doch einige autobiographische Züge entdecken kann. All das Erdrückende und Entmutigende, wodurch er sein Streben behindert sah, brachte er in dem Stück zu ergreifendem Ausdruck, ebenso das Ringen des Künstlers, der sich in wechselnder und übertriebener Kleinmütigkeit bald nur als mißachteter literarischer Handwerker und Ragendichter sieht, mit einem verdammten Gemüt wie ein Kind: launisch, schmollend, tiefsinnig, oberflächlich und schwachhaft zugleich, der sich aber auch trotzdem die innere Überzeugung nicht nehmen läßt: „Und du bist doch ein Dichter!“ Und doch ist Holtei, bei aller Schilderung lebenswahrer Verhältnisse, dem eigentlichen, sensationellen Schlüsselroman aus dem Wege gegangen. Realismus und Romantik paaren sich bei ihm in merkwürdigem Gemisch. Erlebtes und Wahrheit wollte er geben. Daher verteidigt er sich einmal gegen die fingierten Vorwürfe einer schönen Leserin, die kein schlesisches Gerede mehr hören will. Holtei ist Heimatdichter und seinem Bestreben, Lokalfarbe zu geben, steht die romantische Lust, in die Ferne zu schweifen, schroff entgegen. Die Biedermaierzeit mit ihrer Romantik des alltäglichen Lebens ist so recht die Domäne jener Realisten, zu denen auch Holtei gehört. Der Einfluß Jean Pauls scheint bei ihm unerkennbar, von dem er ja auch bekanntlich 600 Sprüche in Reime gebracht hat. In den „Stimmen des Waldes“, die hauptsächlich dem Trachenberger Aufenthalt ihre Entstehung verdanken, zeigt sich der Lyriker Holtei in der ausgewachsenen Größe der Offenbarung des tiefsten Naturgefühls. Heraus aus dem betäubenden Gewühl der Stadt flüchtet sich hier der Sänger in die liebe Waldeinsamkeit, um dem Liede der gefiederten Sänger zu lauschen und die Ruhe und Erquickung, die er selber in der pietätvollen Beobachtung des Tier- und Pflanzenlebens findet, auch seinen lesenden Mitmenschen mitzuteilen. In den aus seinem Nachlaß veröffentlichten Schriften: „Fürstbischof und Vagabund“ hat er seine freundschaft-

lichen Beziehungen zum Fürstbischof Förster dargelegt. In dem lieben Bischofspalast war er ein gern gesehener Gast, er, der Protestant, der sich von dem sinnigen, bestrickenden Zauber der katholischen Kirche angezogen fühlte. In dem Katholizismus betrachtete er, wie er selbst sagt, das poetische Ideal. Dieses poetische Ideal war es, was ihn zum weihrauchduftenden, von Musik durchklungenen Dome und zu der Menge anbetender Gläubigen hinzog; vor dem Unbegreiflichen und Ewigen wollte er mit ihnen auf den Knien liegen, ohne darum ihre Dogmen und Satzungen zu betrachten. Alle diese Umstände haben tatsächlich herbeigeführt, daß Holtei in einem Lexikon katholischer Schriftsteller sogar als Konvertit bezeichnet wurde. Es fehlte indessen Holtei die ausgereifte Betrachtung und Durchdringung des Lebens und der Welt, jener Anschluß der einzelnen Dinge, an die in der Tiefe waltenden Mächte, der Bezug auf das Ewige, das Abbild einer durchgebildeten Persönlichkeit, trotz aller menschlichen, eruptiven Dynamik seiner Dichtungen, trotz aller Fülle seiner Gestaltungen und tiefen Sehnsucht. —

Wir würden aber doch irre gehen, wenn wie Holtei, die „literarische Wanderratte,“ nur von dem provinziellen Gesichtswinkel aus betrachteten und ihn ausschließlich als Schlesier stempelten. Durch sein holdes Bagabundenleben zeigt er ja selbst am besten seinen etwas internationalen heimatlosen Anstrich. Er war ebenso gut ein echter Preuße und Deutscher von altem Schrot und Korn. Dafür zeugt sein Schauspiel „Leonore“, das ihm wegen seiner streng preußischen Haltung freilich wohl auch manche Anerkennung brachte.

Die wenigen, hier beigebrachten, Holteischen Gedichtsproben werden uns genügen, uns von der Gemühtiefe dieses wunderbaren, seltenen Mannes, eine Vorstellung zu geben. Liebe zur engeren Heimat, liebevolles Sichvertiefen in das Wesen und die Eigenart des eigenen Stammes war der hervorstechendste Charakterzug dieses Schlesiens. Ein Volksdichter stirbt nicht. Im Herzen seiner Landsleute lebt er weiter; bei seinen Festen und Freuden sagt er ihnen im Lied, was sie ungereimt selbst im Herzen trugen und sieht darin im Kleinen das Große. Damit hat er einen bedeutenden Anteil an der geistigen Erziehung des Volkes. Mit seinem goldigen Humor aber ist er vor allem ein Freudenbringer; und wer in das Leben der hartschaffenden Menschheit in unserer nüchternen Zeit mit ihren tiefgreifenden sozialen Kämpfen einen Sonnenstrahl echter Freude bringt, der hat nicht umsonst gelebt. Und Holtei war ja der — gemüthlichste Schlesier! —

Goethes schlesische Reise. (1790).*

Während Goethe seinen neuen „Liebesfrühling“ in „Römischen Elegien“ und „Venetianischen Epigrammen“ besang, zog sich über der europäischen Welt bereits die drohende Gewitterwolke der französischen Revolution zusammen, der furchtbarsten und schreckensvollsten Umwälzung, welche seit der Glaubensstrennung des 16. Jahrhunderts über sie hereinbrechen sollte.

Am 4. Mai 1789 erklärten sich die nach Versailles berufenen Reichsstände als konstituierende Nationalversammlung, am 27. August wurden die „Menschenrechte“ proklamiert, im Oktober folgte die Nationalversammlung dem König nach Paris, um unter der planmäßigen Leitung der geheimen Gesellschaften und unter unermüdlicher Agitation des Pöbels, Schlag um Schlag, die ganze bestehende Ordnung zu zertrümmern. Schon im November ward das sämtliche Kirchengut „zur Disposition der Nation“ gestellt, am 13. Februar 1790 wurden alle religiösen Orden unterdrückt, am 12. Juli die ganze kirchliche Ordnung Frankreichs durch die „Zivilkonstitution des Klerus“ über den Haufen geworfen. Nachdem der Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI. am 22. Juni 1791 an dessen eigener Unentschiedenheit gescheitert war, wandte sich die Leidenschaft der ruchlosen Umstürzlinge und der durch sie entfesselten Massen gegen das Königtum selbst. Der König, schon längst seines Volkes Gefangener, von den europäischen Mächten verlassen, von seinen Anhängern preisgegeben oder nur unzureichend verteidigt, von den streitenden Revolutionsparteien als lächerlicher Spielball behandelt, verlor in dem unwürdigen Komödienspiel, das die „gesetzgebende Versammlung“ und die rasch einander ablösenden Parteiministerien mit ihm trieben, den letzten Rest von Ansehen, Einfluß und Macht.

Deutschland sah sich nicht bloß durch die allgemeinen Interessen des Rechts und der Ordnung in diese schreckliche Katastrophe hineingezogen: Kaiser und Reich waren als Hauptstütze der europäischen Staatenordnung den französischen Ausrühnern ein ganz besonderer Gegenstand des Hasses. Als „Deutsche“ und „Österreicherin“ ward die unglückliche Königin Marie Antoinette unaufhörlich des Verrates

* Aus: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J. 3. neubearbeitete Auflage. Besorgt von Professor Alois Stockmann S. J. II. Band. 5. Kapitel. Mit Genehmigung des Herberschen Verlages in Freiburg i. Br.

angeklagt, um die Massen gegen ihren Gemahl und das Königtum zu verheizen. Bei den feierlichsten Triumphen des Umsturzes war schon der Plan ausgesprochen worden, ganz Europa von seinen Königen zu erlösen und eine allgemeine Weltrepublik herzustellen; die „Menschenrechte von 1789“ selbst bedeuteten eine ausgesprochene Kriegserklärung gegen alle Rechtsbegriffe, welche von Konstantin d. Gr. an die christliche Welt geleitet hatten.

Auch in seinem materiellen Besitzstand ward Deutschland durch die französische Revolution ernstlich bedroht. Die Abschaffung sämtlicher Feudalrechte und Feudallasten im August 1789, die Aufhebung des kirchlichen Zehntens, die Säkularisation sämtlichen Kirchenguts im November, die Aufhebung aller fremden geistlichen Gerichtsbarkeit im Juni 1790 und der Umsturz der ganzen französischen Kirchenverfassung im Juli schnitten tief in die Rechte und den Besitzstand Deutschlands ein. Außer den geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, den Bischöfen von Straßburg, Speyer und Basel und dem Deutschen Orden sahen sich auch zahlreiche weltliche Fürsten, die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken und Württemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, durch jene Beschlüsse der französischen Nationalversammlung in ihrem rechtlichen Besitze angetastet. Ohne irgend welche Aussicht auf Ersatz sollten sie auf das freche Machtgebot der französischen Deputierten und auf die aberwitzigen Deklamationen hin, welche diese über phantastische „Menschenrechte“ hielten, wirkliche, jahrhundertalte, durch die heiligsten Verträge gesicherte Menschenrechte opfern, Rechte, welche mit der ganzen bestehenden Rechtsordnung aufs innigste verwachsen waren.

Was Kaiser und Reich am meisten verhinderte, die Sache des guten Rechts und der Menschlichkeit gegen die tollern Anmaßungen der französischen Aufwiegler sofort und wirksam zu verteidigen, war Preußens egoistische Politik. Wie im Zeitalter der großen Glaubens-trennung Türken und Franzosen die rebellischen deutschen Fürsten unterstützten, um die Wehrkraft des Kaisers möglichst unwirksam zu machen, so standen Preußen und Türken in dieser neuen entscheidenden Weltkrise zusammen, um ein rechtzeitiges Einschreiten des Kaisers gegen die Frevler der französischen Umsturz männer an dem bestehenden Völkerrecht zu verhindern. Anstatt mit Osterreich zur Rettung des bedrohten Europa sich zu verbinden, nützte Preußen die Notlage des Reiches dazu aus, die Kaiserlichen in ihrem erfolgreichen Türken-

kriege aufzuhalten, ja bedrohte Oesterreich selbst mit einem Bruderkriege, wenn es die errungenen Vorteile im Orient nicht preisgäbe. „Den revolutionären Vulkan in Frankreich“ wollte der preußische Minister Herzberg „in sich selber austoben lassen, unberührt und nicht genährt von fremder Einmischung“, um die ganze Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Türken unter preußischer Leitung gegen das schon tiefzerrüttete Oesterreich und gegen Rußland zu vereinigen und die Macht beider auf ein Jahrhundert „unschädlich zu machen“*.

Diese echt machiavellistische Politik des Staatskanzlers Herzberg war es, die im Jahre 1790 den preußischen Generalmajor Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar, nach Schlessien rief, damit dieser an der Spitze seines Kürassierregiments nötigenfalls die Türken gegen Oesterreich unterstütze. Nicht als ob er in der diplomatisch-militärischen Welt ein bedeutendes Wort mitzureden gehabt hätte; aber er schmeichelte sich doch immer noch mit dem Gedanken, eine europäische Rolle zu spielen**. Wie früher bei den Unterhandlungen für den Fürstenbund, wünschte er auch Goethe um sich zu haben, und obwohl dieser lieber bei Christiane und seinen Freunden in Weimar geblieben wäre, mußte er doch nach einigem Zögern endlich dem Rufe seines Fürsten folgen.

Wie wenig Goethe sich die gewaltige Zeitbewegung zu Herzen nahm, hat er schon dadurch angedeutet, daß er seine Betrachtungen darüber in den leichten Flitterkranz frivoler Epigramme einreichte, in welchen er sein neues „Liebesglück“ im Stile altheidnischer Erotiker zu verherrlichen bemüht war und von sich selbst sagte:

„Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.“

Offen gesteht er übrigens seinen Widerwillen gegen die Revolution ein:

„Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befreien, so mag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!“

* Vgl. L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (4 Bde, Berlin 1869) I⁴ 221 ff 268 ff.—L. v. Ranke, Sämtliche Werke XXXI und XXXII, Leipzig 1875, 403—440. — A. Sorel, L'Europe et la révolution française I⁴ (Paris 1897) 523 ff.

** C'est immédiatement sur l'esprit du roi qu'il faut opérer, si l'on veut donner une tournure aux grandes affaires, schrieb er an den Herzog von Braunschweig am 14. Februar 1790 (Ranke a. a. O. 437).

Ebensowenig wie von dem Revolutions Schlagwort der Freiheit ließ er sich von jenen der Gleichheit und Brüderlichkeit berücken

„Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;

Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.

Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.“

Während er die Revolution als Störerin des friedlichen Erden-
genusses verabscheute, wandte er sich indes nicht weniger verächtlich
als ein Voltajre und Diderot vom Christentum und seinem göttlichen
Stifter ab, von dem allein im trüben Laumel jener Zeit Heil und
Rettung zu erwarten gewesen wäre:

„Biele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.

Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende der Reise
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahen.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg in's Gebirge.
Diesmal schwärmst du wohl nicht. König der Juden, leb wohl!“

Daß dieser antichristliche Geist ihn auf der schlesischen Reise be-
gleitete, ist aus den Distichen ersichtlich, welche Zarncke zuerst aus
seinem damaligen Notizbuch veröffentlicht hat*:

„Zum Erdulden ist's gut ein Krist zu sein, nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst.“

„Was vom Kristentum gilt, gilt von den Stoikern, freyen
Menschen geziemet es nicht, Krist oder Stoiker sehn.“

„Thörig war es, ein Brod zu vergotten, wir beten ja Alle
Um das tägliche Brod, geben. . .“

Gleich andern „Menschenbeglückern“ jener Zeit glaubte Goethe, die
finstern Mächte des Umsturzes mit den süßen Lockrufen „Redlichkeit“ und
„Humanität“ zähmen zu können, denselben Lockrufen, durch welche die fran-
zösische Gesellschaft an den Rand des Verderbens gebracht worden war:

„Sage, tun wir nicht recht! Wir müssen den Pöbel bekriegen.

Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!

Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrogenen;

Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.“

* Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise im Jahre 1790. Zur Be-
grüßung der deutsch-romanischen Sektion der 37. Versammlung deutscher Philologen
und Schulmänner in Dessau am 1. Oktober 1884 herausg. von Fr. Zarncke,
Leipzig (vgl. Goethes Werke, WA 3, Abt. II 20—24 und 331—333 [Lesarten]).
Eine sonderbare Gabe für deutsche „Schulmänner“, worin Goethe die Knabenliebe
besingt und endlich ein Distichon aus dem Papierkorb hervorgezogen ist, das
L. Geiger (Goethe-Jahrbuch VI 374) für „nicht gut mittelbar“ hält! Wie Goethe
noch im höchsten Alter über dieses Kapitel dachte, darüber vgl. Burkhardt,
Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller⁸, Stuttgart und Berlin 1904, 174.

Wer diese Führung des Volkes zum „Menschlichen“ aber übernehmen sollte, war ihm durchaus nicht klar. Schwankend zwischen der revolutionären Gleichheitslehre, welche den Fürsten jedem andern gleichstellt, und der Erfahrung, daß die autoritätslose Menge sich selbst nicht zu leiten versteht, richtete er seine Hoffnung nicht auf göttliche und menschliche Autorität, sondern auf die zufällige Macht des Talents, die Aristokratie des Geistes, welche — ob rechtlich oder unberechtigt, gleichviel — die Menge ihrem Willen dienstbar zu machen versteht:

„Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.“
„Wie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's:
Doch wer versteht, für uns alle zu wollen; er zeig's!“

Joseph II., der im Februar 1790 gestorben war, hatte alles aufgegeben, um jenes Ideal eines „redlichen“, „menschlichen“ Regenten zu verwirklichen, aber in diesem Streben den inneren Verfall des Reiches nur beschleunigt; was der neue Kaiser Leopold für Wege einschlagen würde, war noch nicht abzusehen. Wer bis dahin am meisten Geschick gezeigt hatte, für alle zu wollen, das waren die preußischen Staatsmänner, für die jedoch Goethe durchaus keine Begeisterung verspürte. Er selbst hatte alle Lust verloren, sich in die großen Welthändel zu mischen; er wollte Dichter sein und bleiben und seine Stellung als Hofmann nur dazu benützen, um freier und ungehinderter Leben und Kunst zu genießen.

„An meinem Büchlein Epigrammen schreibe ich ab“, so meldete er am 1. Juli dem Herzog. „Es sind freylich viele ganz local und können nur in Venedig genossen werden. Das botanische Werkchen macht mir Freude, denn ich finde bey jedem Spaziergange neue Belege dazu. Was ich über die Bildung der Thiere gedacht habe, werde ich nun auch zusammenschreiben. Und die Reise, die ich zu Ihnen mache, gibt mir die schönste Gelegenheit, in mehr als einem Fache meine Begriffe zu erweitern.“

Am 26. Juli verließ Goethe Weimar, am 28. erreichte er Dresden, wo er Besuche machte; am 31. traf er in Greibischen bei Breslau seinen Herzog „wohl, starck und dick, auch der besten Laune“. Das Kriegsgewitter hatte sich vorläufig verzogen. Friedrich Wilhelm II. hatte zwar, auf Herzbergs Drängen, ernstlich einen Krieg im Sinne gehabt, war nach Schlesien gereist und schlug am 18. Juni in Schönwalde zwischen Reichenbach und Glas sein Hauptquartier auf. Schon

am 26. Juni trafen indes die österreichischen Bevollmächtigten, Fürst Reuß und Baron Spielmann, in Reichenbach ein, um Unterhandlungen zu eröffnen. Die Seemächte England und Holland, auf deren Mithilfe Herzberg seine Annexions- und Kampfpläne baute, versagten. Polen wollte sich zur Abtretung von Thorn und Danzig um keinen Preis herbeilassen. Der Preußenkönig gab deshalb Herzbergs Politik auf, verzichtete auf dessen weitgehende Forderungen und schlug Osterreich einen Frieden vor, welcher den Stand vor dem türkischen Kriege zur Grundlage hatte. Tatsächlich war ein solcher Friede im Interesse Osterreichs, Friedrich Wilhelm aber suchte den Anschein zu wahren, als ob er Osterreich denselben abtroze. Nachdem man einen Monat lang unterhandelt, ratifizierten die beiden Staaten, unter Bürgschaft der Seemächte, den Reichenbacher Vertrag am 27. Juli, gerade einen Tag nachdem Goethe von Weimar abgereist war. Die preußische Aggressions- und Vergrößerungspolitik wurde in diesem Frieden zum erstenmal wirksam zurückgedrängt, doch zu spät, um Ludwig XVI. aus den Händen der Revolution, das deutsche Reich aus dem allgemeinen Umsturz zu retten.

Weil noch die Erklärung Rußlands abzuwarten war, blieb die preußische Armee in Schlesien beisammen, zog sich jedoch langsam von der Grenze zurück. Goethe fand nur „Soldatenleben im Frieden“.

„Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Schlesiens Höhen,
Sehen mit mutigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! — O! bringe
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Cupido den Krieg.“*

So schrieb er den 21. August aus Berlin an Herder, am 11. September aber klagte er demselben Freunde in Prosa:

„Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche. Noch will nichts rücken, von der Abreise des Königs wird gar nichts gesprochen, indessen wünscht sich alles nach Hause, weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte. Ob der Courier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird sich zeigen.“

* Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 220. — Dünker (Goethe und Karl August II [1865]) meint S. 21: „Auch dem Herzog wird es nicht an manchen weiblichen Bekanntschaften gefehlt haben“. — U. Hoffmann (Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz, Oppeln und Leipzig 1898,

„Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga gemehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauferei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen. Der Herzog ist sehr gut gegen mich, und behagt sich in seinem Elemente.“

Hiermit stimmt, was er in den Tag- und Jahreshäften notiert hat:

„In Breslau, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreiches glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manoeuvriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderbar es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb, mitten in der bewegtesten Welt, ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte.“

Nachdem er sich einige Zeit im Lager zu Grebischen und dann in den höfischen und diplomatischen Kreisen zu Breslau aufgehalten hatte, bereiste er Ende August die Grafschaft Glatz und begleitete den Herzog auf einem längerem Auszuge nach „Tarnowitz, Cracau, Genstochowa und Wielizka“. Den Tarnowitzer Bergknappen empfahl er statt des guten alten christlichen Gottvertrauens und der treuen Arbeit „Verstand und Redlichkeit“ als Panacee alles menschlichen Strebens:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beiden Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“

äußert zu den angeführten Hexametern: „Goethe war in Breslau der Liebe verfallen) und zwar sehr ernstlich“. Gegen L. Geiger (Dichter und Frauen. Neue Sammlung, Berlin 1899, 242—260; vgl. 326, und Ders., Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, 19—23) unternimmt er hier (43—60) den Nachweis, daß Goethe, der unlängst Christian Vulpius in sein Haus aufgenommen, um die 21 jährige Frein, die er im v. Schuckmannschen Hause kennen gelernt, allen Ernstes geworben habe, aber von ihrem Vater, dem Generallandschaftspräsidenten Hans Wolf v. Lüttwitz († 1793), abgewiesen worden sei. Vgl. Ders., Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge, Warmbrunn 1897; E. M. Bitterweeck, Eine neue Goethe-Liebe, in Gegenwart Bd. LIII 266—269; D. Klein, Goethes Kleine Freundin und Frau, Straburg 1904, 49 f; dieser läßt hinsichtlich des Verhaltens Goethes Christiane gegenüber als „mildernden“ Umstand gelten, „daß er noch keineswegs entschlossen war, Christiane zu heiraten“ (!). — Vgl. dagegen Max Koch im Berichte des Freien Deutschen Hochstifts N. F. XIII 317 und XIV 197 f; Goethe und Henriette von Lüttwitz. Beilage Nr. 80 zur Allgemeinen Zeitung 1898; Euphorion V (1898) 379, 650. — Zur Tatsache, daß von den schlesischen Briefen Goethes an Christiane kein einziger erhalten ist, bemerkt L. Geiger (Goethe und die Seinen 17): „Es wird allgemein angenommen, daß entweder Goethe selbst oder, was wahrscheinlicher ist, seine Enkel diese glühenden Zeugnisse stärkster Sinnlichkeit vernichtet haben“.

Die Schwierigkeiten, welche die Larnowiger Bergleute an dem Wasser fanden, trösteten ihn über das viele Mißgeschick in Ilmenau. Über den Wallfahrtsort Ezenstochau hat er keine Bemerkungen hinterlassen. Dagegen interessierten ihn die Bergwerke von Wieliczka sehr, wie auch der schlesische Bergbau.

„Wir haben sehr angenehme und nützliche Tage verlebt“, schreibt er am 12. September an Voigt, „wenn gleich die meisten Gegenstände unterwegs wenig Reiz und Interesse haben“. „Nun wünscht ich aber auch, daß wir aus Breslau erlöst würden, denn es ist bey manchem Guten hier doch immer ein traurig Leben. Das ganze Militär, das hier nicht zu Hause ist, sehnt sich, da es doch nicht vorwärts geht, nach seinen Hütten.“

Auch dem Herzog Carl August war das Soldatenleben im Frieden verleidet. Er schrieb am selben Tag an Einsiedel: „Die Unruhen in Sachsen machen mir Sorge, und wenn auch mein Wunsch, die Meinigen wiederzusehen, mich nicht triebe, so wäre die Gefahr, welche sich uns nähert, schon dazu hinreichend genug. Der hiesige Aufenthalt gewährt mir wenig Heil und Freude, die Gesellschaften sind steif und ängstlich in engen Stuben. Neugierig bin ich, die Engländerin zu sehen, die Dir ein Tucken der Tanzlust in die Füße gebracht hat. Gehab Dich wohl damit.“

So ganz unzufrieden war der Herzog übrigens mit seinem Aufenthalt in Schlesien nicht. Erstlich faßte er denselben als eine notwendige Folge seines Dienstverhältnisses auf und dann glaubte er auch an nützlicher Erfahrung gewonnen zu haben: „Der lange Aufenthalt in Schlesien gab mir Gelegenheit menschliche und staatswirthschaftliche Verhältnisse kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir verpflanzen zu können glaube“.

Am 6. Oktober traf er mit Goethe wieder bei dem in Jena versammelten Hofe von Weimar ein, und es beginnt nun im Leben des Dichters eine ziemlich flauere Periode von fast zwei Jahren, welche mit der letzten Zeit vor der italienischen Reise manche Ähnlichkeit aufweist, nur, daß er jetzt besser gestimmt, gesetzter und ruhiger geworden war. Über lauter Kleinigkeiten kam er zu keiner größeren Arbeit, und die Rolle des Gelehrten drängte das angeborne Dichtertalent zurück.





Franz Kauf.

Ein heimatlischer Komponist.



Ein Sohn der heimatlischen Erde, Franz Kauf, geboren den 6. März 1883 in Liegnitz, ein vielversprechendes Musiktalent, von der Musikkritik allgemein bestens besprochen und empfohlen, ist in den Lehrkörper des vielrühriigen Leiters des Beuthener Konservatoriums Th. Cieplik als Musikpädagoge eingetreten. Durch diese neue Kraft-Bereicherung hat Herr Cieplik auch wiederum ebenso seinen kunstficheren Scharfblick wie sein unentwegt ehrliches Wollen, nur wahre Kunst zu fördern und zu pflegen, bewiesen.

Franz Kauf, Chorrekter an der Pfarrkirche zu Neisse, Dirigent der Singakademie daselbst und spiritus rector des musikalischen Lebens in Neisse, ist als Musikkünstler keineswegs ein ungestümer Himmelsstürmer. Was er gibt, ist ein harmonischer Zusammenklang von Wollen und Können. Er zersplittert sich nicht durch Überempfindlichkeit. Seine Vorbilder, denen er nachgeht, jedoch ohne sklavische Abhängigkeit, sind Mendelssohn, Schumann, Bruch und Grieg. Seine Werke zeichnet eine friedliche, klangschöne Musik, angehaucht von zarter Melancholie. Sie sind durchaus frei von gewaltsamer, übel sich aufdrängender Effekthascherei, wie wohl ihnen keineswegs wirksame Steigerungen abgehen.

Sein kompositorisches Schaffen ruht vornehmlich auf dem Gebiete des Gesanges. Seinen Liedern rühmt die berufene Kritik allgemeine Ehrlichkeit und Gefühlswärme und eine von melodisch malender Begleitung unterstützte, wahrhaft künstlerische Melodik nach. Mit einfachen Ausdrucksmitteln weiß er Wirkungen tiefer Innerlichkeit zu erzielen. Die ganze Ausdrucksweise ist eine natürlich fließende. Mit dem im Kammermusiksaale zu Breslau unter Mitwirkung der künstlerischen Th. Paul's Vokal-Kammermusikvereinigung veranstalteten Kompositions-Abend erzielte Kauf einen durchschlagenden Erfolg. Als einzig kostbare Musikperlen wurden bei dieser Gelegenheit Kauf's Kompositionen „Die Wallfahrt von Kavelaer“ und die beiden Frauen-Chorlieder „Wanderers Nachtlied“ und „Über ein Stündlein“ erkannt.

Einiges aus seiner Lebenslaufbahn:

Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zur Erreichung des Reife-Zeugnisses zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst und widmete

sich hierauf ganz der Musik. Sein erster Lehrer war der Königl. Musikdirektor Rudnik. 1902 trat er in das Königl. akademische Institut für Kirchenmusik in Berlin ein, wo er eineinhalb Jahre verblieb. Nebenbei nahm er an den Vorlesungen an der Universität von Professor Wolf über Musikgeschichte alter Meister teil und war Kompositionsschüler von Rob. Radeke. Mit dem staatl. Zeugnis versehen, wandte er sich jetzt der praktischen Ausbildung zu, nahm eine Stelle als zweiter Kapellmeister am städt. Theater in Regensburg an und leitete zwischen- durch die Monatsopern in Innsbruck und Liegnitz. Den Sommer über setzte er aber seine Studien teils in Berlin, teils in Dresden und in Frankfurt am Main fort. 1906 und 1907 war er zum Winterhalbjahre Kapellmeister am Stadttheater in Thorn, im Sommer leitete er die Musik im Kurtheater Bad Wildungen. Schließlich ging er, einem Wunsche des Professors Thiel folgend, zur Kirchen- musik zurück und studierte im Sommer 1907 am Königl. akademischen Institut für Kirchenmusik die neue vatikanische Choral-Ausgabe. Darauf nahm er an der Pfarrkirche zu Deutsch-Krone die Chorrek- torstelle an und gründete hier ein Konservatorium, das sich eines guten Zuspruchs erfreute. 1912 wurde ihm die Chorrek- torstelle an der Pfarrkirche zu Neisse und die Dirigentenstelle der altrenommierten Singakademie daselbst übertragen, wo er auch durch kirchliche Musik- werke, Messen und andere Kompositionen, vielfach sein gediegenes Können betätigt hat. — Dem aufstrebenden Talente ein aufrichtiges „Glück auf!“

Joseph Rania.

Spruch.

Heil dir, Lebensackerreich,
 Das dem gold'nen Kornfeld gleich,
 Drin des Reisens Ernst regiert
 Und die Traumluft jubiliert!

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.



Am Brückenwinkel wohnen nur arme Leute. Die Häuser haben da die rissigen Dächer, wie alte, schiefe Hüte ins Gesicht gedrückt, und ihre Fenster sind wie trübe, hohle, kranke Augen, denen Lenz und Sonne fehlt. Ein schmutziger Bach läuft dort. Darüber geht eine alte Brücke. Auf der poltern alle Tage die müden Schritte der Hausväter und jungen Burschen, wenn sie früh in die große Stadt zur Arbeit ausziehen und abends heimkehren. Und der Karren der Appelliese rollt alle Wochen einmal darüber und das Wägel vom Lumpenhannes auch alle zwei, drei Tage. Sonst ist es still, denn die vielen Kinder sind, kaum von der Schule heim, schon wieder in der Stadt drinnen; dort tragen sie Zeitung oder helfen Kohlenschuppen, und eins schuftet da und eins dort ein bißchen. Und wenn abends alle daheim sind, dann wird es auch nimmer laut dort, dann sind alle müde. Höchstens, daß sich zwei einmal zusammentun und von Kummer und Leid klagen.

Auf der alten Brücke steht, auf dem einen Ende auf hohem Pfeiler die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. Vor dem ziehen die Männer alle die Mützen, und die Frauen machen drei Kreuze, und die Kinder knien wohl gar nieder.

Da passierte es, als der Frühling sich die eine Nacht auch auf eine Weile in die alte Linde vor des Lumpenhannes Tür gesetzt und flugs die Blättlein angehangen hatte, als schon ein lauer, feiner Wind durch die Gasse schlich und heimlich kichernd die kahlen Blumenstengel an Appelliesens Fenster kitzelte, daß einer in das erste Haus gleich an der Brücke, das dem Tagelöhner Mertens gehörte, oben ins Siebelstübchen zog — der war nicht ganz richtig. Das war so ein verrückter Musikus, der fiedelte und dudelde den halben Tag lang auf seiner Geige. Aber fein spielen konnte er, sodaß es manchmal selbst denen im Brückenwinkel ankam, stehen zu bleiben. — Und der Mertens und seine Jungen waren heute schon nicht mehr in die Arbeit gegangen, sondern haben den ganzen Tag zu Hause gesessen und dem Fiedel=Diedel dort oben zugehört. Und was die Bitterseichten, die geradeüber wohnt, der Appelliese, als die vom Markte heimkam, erzählt hat? Die hat doch gesehen, wie die Mertens dem Hungermusikanten ein ganzes Mittagbrot geschenkt hat. Als wenn

die's so hätten! „Möcht sich mir gerade von meinen paar Kreten noch so een Faulenzer freezen!“ hatte die Appelliese darauf gebrummt. Dann war sie weitergerollt mit ihrem Wagen, da ging ihr schon wieder im Kopf herum, was sie abends wohl essen sollte.

Und am Abend, da standen alle Kinder vor dem Fenster, hinter dem der Musikant stand und geigte.

Im schwarzen Bach spielten die Sterne vom Himmel mit goldenen Bändchen, und der Mond hatte der Mutter Gottes einen feinen Silberfchleier umgehungen, und es war nun, als wenn die Mutter Gottes lächelte.

Um die Stunde spielte der Musikante eine wunderfeine Weise. Der Musikante stand im Dunkel seines Stübchens, niemand sah ihn. Mit bleichen, dünnen, seelendurchzitterten Finger koste er die Saiten und mit wonniger Milde ließ er den Bogen darüber streichen. — Daraus wurde ein schönes, schönes Lied, und seine Lippen hingen wie küssend den Klängen nach, die durchs offene Fenster flogen. — Und seine Augen sahen dieweil flehend die lächelnde Mutter Gottes auf dem Brückenpfeiler an, die gerade in sein Fenster schaute.

Der Musikante spielte ein Gebet. Das wußten die unten, die alle so still standen, nicht, aber es packte sie geheimnisvoll schön.

Verzeih! Bat er die lächelnde Mutter Gottes!

Verzeih!

Da stand die Mutter Gottes ganz im Mondschein und lächelte ihm nun zu.

Und da lächelte auch der Musikante. Und sein Lied lächelte auch. Immer vergessener stand er da und sein Gesicht wurde immer seliger, freudiger — ja glücklich sah der Bleiche aus!

Und seine Geige jubelte. Seine Geige. Wie lange hatte er sich gemüht und gearbeitet, um soviel zu verdienen, daß vielleicht auch einmal etwas für ein Saitenspiel übrig bliebe. Aber von solchem kargen Lohn. — Nie hatte er bis jetzt eine Geige besessen. Gelernt hatte er, so schön zu spielen, heimlich in Sommernächten, im düstern Schulzimmer auf des Lehrers Geige.

Doch er mußte einmal eine Geige haben. Eine eigene! Und jetzt endlich hatte er sie.

Das wird ein Leben werden, lachte die Geige. — — Das wird ein Leben! — —

Ein Polizist, ein feiner Herr auf der Brücke. Die Kinder schreien, die Leute schauen verwundert. Eine Gasse zu Mertens Tür wird im Haufen. Allen kommt eine Ahnung: Der Musikante. —

„Jetzt ham wir'n!“ sagte der Polizist. Dann klopfte er an Mertens Tür. Der Musikante spielte weiter — — das wird ein Leben werden! — —

Da bricht plötzlich das Lied ab. Auf einmal fliegt die Geige durchs Fenster in den Bach. Der Musikante kommt zum Haus hinausgejagt mit wildem Haar, Tränen in den Augen und schreit, auf die Mutter Gottes zeigend: „Sie hat mir verziehen, ihr nicht, ihr nicht!“ Dann ist der Musikante auf der Brücke und dann, und dann auf einmal im Wasser. —

Stille wird's jetzt am Brückenwinkel. Die Mutter Gottes lächelt noch immer im Mondschein. Zu ihren Füßen wiegte am Brückenpfeiler im leichten Wellenschlage die Geige.

Die hatte der arme Musikante dem feinen Herrn gestohlen.

Die Bergtanne.

O laßt mich steh'n auf meinen heil'gen Bergen,
Wo sich mein Wipfel wiegt im Höhenwind,
Wo meine Wurzeln plaudern mit den Zwergen,
Die tief im Felsgestein am Schürfen sind.

Des wilden Sturmes Brausen ist mein Leben,
In seinen Armen ward ich stark und groß;
Hier laß ich mich von Sonnengold umweben,
Von bunten Blumen, schwellend grünem Moos.

Hier klingen mir die ersten Vogellieder,
Kaum daß das Frührot auf die Gipfel steigt,
Hier träufelt Traumesstille auf mich nieder,
Wenn droben leis das Heer der Sterne reigt.

Ich neid' euch nicht des Tales Lust und Lärmen,
Ihr Menschen all' in Hütte und Palaß,
Weiß nichts von eurem Lieben, Leiden, Härmen,
Von eures Strebens ruheloser Haß.

Doch treibt die Sehnsucht euch zu meinen Bergen,
Der Hauch der Höhe macht euch rein und stark; —
Und braucht ihr Holz zu Wiegen oder Särgen,
Dann setzt die Art mir an des Lebens Mark!

Paul Grabowski.

Ins glückliche, verheißne Land!

Von Max Caro.

Borahnen.

Einst ging die Reise nach den Sternen
Und trunken priesen wir ihr Los;
Nun müssen wir allmählich lernen
Zu nähern uns der Mutter Schoß.

Die Zweige schwanken müd' im Winde
Und auf den Auen schwebt die Nacht;
Ein stiller Wächter steht die Linde,
O selig, wer sein Werk vollbracht!



Heimkehr.

Wir gleiten in das dunkle Land,
Die Erde kühlt mit treuer Hand.
Noch rieselt Blüt' um Blüte dicht,
Die Seele schwingt empor zum Licht.

Der Himmelsaal, ein roßger Schein,
Die Lieb' und Freundschaft harren Dein;
Der Kindheit Freunde lächelnd stehn,
Das ist ein herrlich Wiederseh'n! —



Arme Seelen.

Verdroffen schritten sie hienieden,
Verbittert durch das Joch der Pein;
Nun kehrt der tiefe Gottesfrieden
Auch bei den armen Seelen ein.

Des Tages Neid verbleicht, der trübe,
Der Haß, die Unruh' sind verbannt;
Weit öffnet sich das Thor der Liebe
Ins glückliche, verheißne Land!





Die Gutsherrschaft.

Ein wandernder Scherenmaler des 19. Jahrhunderts.

Von D. Th. Stein.

Mit sechzehn Abbildungen aus Werkmeisters Kunstverlag in Berlin.

Die Begriffe „Silhouette“, „Schere“ und „Aus-schneiden“ scheinen uns heute, wenn wir die Geschichte der Schattenrißkunst nicht näher kennen, etwas ganz selbstverständlich Zusammengehöriges. Sie sind es in Wahrheit auch heute noch nicht und waren es nie. Im Gegenteil, man darf wohl annehmen, daß die erste Form des Festhaltens und der Wiedergabe von Schattenriß das Zeichnen gewesen ist. Wann man anfing, solche schattenhaft gesehenen Umrisse mit der Schere oder dem Messer nachzuschneiden, ist unbekannt.

Eine alte griechische Sage schreibt der Tochter des Dibutades die Erfindung des Schattenriffes zu. Sie soll die Profillinie ihres Liebsten an einer sonnenbe-leuchteten Felswand mit Kohle nachgezeichnet haben. Vielleicht haben wir hier in dieser auch von alten Kulturvölkern schon beliebten Übung die Keime aller Zeichenkunst überhaupt zu suchen.

Wohl kaum ist das Schattenrißschneiden mit der Schere von vornherein „freihän-



Der Scherenmaler
Joh. A. Eckert

dig“ geübt worden, d. h. so, daß man den Umriß am Objekt unmittelbar geschaut und sofort mit der Schere nachgeschnitten hätte. Die Entwicklung war vielmehr anders. Das

Silhouettieren ist lange in einer gewissen Kindheitsperiode steckengeblieben, und man kann eigentlich kaum feststellen, wann

und wie der Übergang zur Höchsthufe eines wirklich künstlerischen Schauens, Nachbildens und Gestaltens erfolgt ist. Beide Perioden laufen nebeneinander her, schneiden sich und gehen schließlich ineinander über.

Die Schattenrißherstellung ist auch zumeist nicht als ernsthafte Kunstübung betrachtet, ja als solche von ihren Ausübenden oft geradezu verleugnet worden, wenn diese sonst Berufskünstler waren, weil eben die Technik des Silhouettierens zuerst handwerksmäßig-mechanisch war, wenigstens soweit der Bilderschattenriß in Betracht kam.

Man stellte nämlich auf senkrecht gespanntem Papier mittels einer hellbrennenden Kerze oder auch Lampe erst einen mit Stift oder Kohle nachgezogenen Profilumriß her und verjüngte diesen dann mit dem Storchschnabel, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Jesuiten Christoph Scheiner erfunden worden war, beliebig oft bis zu der gewünschten Größe. Diesen Umriß schnitt man nun entweder mit dem Messer oder mit der Schere aus und schwärzte die Innenflächen oder ließ es bei der weißen Farbe bewenden. Die ältesten überhaupt erhaltenen Scherenschnitte aus dem Jahre 1653 sind z. B. aus weißem Papier hergestellt. Oft aber zeichnet man den so gewonnenen Schattenriß nur oder stach ihn in Kupfer.

Jedenfalls war der früheste Gegenstand des Silhouettierens das flache Profilbildnis. Später kamen andre Darstellungen hinzu. Überhaupt verlor die Silhouette bald ihre ursprüngliche Ärmlichkeit und Formenkargheit, der sie ja ihren Namen (nach dem geizigen Finanzminister Ludwig XV., Silhouette) verdankt, und wurde auf das mannigfaltigste ausgeschmückt.

Eine Zeitlang gebärdete sich die Schattenrißherstellung — Kunst wäre zuviel gesagt — sogar wissenschaftlich. Lavater brachte sie zu dieser Ehre. Sie bildete „die Grundlage des in diesem



Apfel-Siegert.



Der Cunnersdorfer
Nachtwächter im
Sonntagsstaat.



Reisegesellschaft.

Jahrzehnt aus seiner Finsternis wieder hervorgerufenen physiognomischen Studiums“, wie der ehemalige Züricher Pastor und Allermeltsphantast stolz verkündigte. Die mit Hilfe des von Lavater erfundenen „Schattenstuhls“ von dessen zeichnerischem Faktotum Schmall beispielsweise hergestellten Schattenrisse der Goetheschen Familie, die Lavater in seinem Werke veröffentlichte, waren aber dermaßen mißraten, daß Goethe den Verfertiger bitten mußte, sie um Gottes willen in einer neuen Auflage wegzulassen. Daß indessen der Gedanke, aus solchen Schattenriffen Charakterzüge und Veranlagungen auszudeuten, im Grunde durchaus nicht so seltsam war — er wurde es wohl nur durch die philiströs=dilettantische Phantastik Lavaters — bewies Goethe, der zuerst lebhaften Anteil an Lavaters Studien nahm, an dessen großem Werke „Essai sur la Physiognomie“ mitarbeitete und später selbständig an vier Schattenrisse eine wirklich geist- und gehaltvolle physiognomische Studie knüpfte. Er ließ auch die bedeutendsten Personen des Weimarer Hofes, voran den Herzog und den Weimarer Dichterkreis, darunter sich selbst und Schiller, in ganzer Figur silhouettieren. Die Urheber dieser Silhouetten sind, ausgenommen



Auf der Landstraße.



Handwerker auf der Landstraße.

Goethe und der Bildhauer Klauer, unbekannt. Bemerkenswert ist übrigens auch, daß Goethes Liebe zu Frau v. Stein sich an einem Schattenriß der schönen Frau entzündet haben soll.

Zeitig ist der Schattenriß, wie beispielsweise die Elfenbein- und Holzdrehlerei, wahrscheinlich insolge seiner erleichterten Technik, ein beliebtes Arbeitsfeld des Dilettantismus geworden. Aber auch geschulte Kräfte wandten sich ihm in Menge zu, zumal als er im 18. Jahrhundert „große Mode“ geworden war. Bis in die hohen und höchsten Kreise hinein war es eine beliebte Beschäftigung, sich gegenseitig zu „silhouettieren“. In seiner „Kampagne in Frankreich“ berichtet Goethe 1792, daß dort „jedermann im Silhouettieren geübt“ sei und ferner: „Kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte — die Storchschnäbel durften nicht rasten“.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war der geschnittene Schattenriß auch schon in Deutschland völlig eingebürgert. Kamen doch in einem Jahre drei Lehrbücher dieser „schwarzen Kunst“ für Dilettanten, noch dazu in demselben Verlage, heraus. Man stellte sogar den Schattenriß um seiner Echtheit und Natürlichkeit willen — und nicht ganz mit Unrecht — über die damals sehr in Verfall geratene Kupferstecherei und die höfische Bildnismalerei.

Bald gab es auch bei uns, wie in Frankreich, eine Menge berufsmäßiger Massensilhouettisten, besonders solche, die von Ort zu Ort zogen, um ihre Ernte zu halten. Auch Nichtkünstler waren in großer Zahl darunter. Am bekanntesten sind davon geworden der ehemalige Buchhändler Valentini, der 1795 sogar detmoldischer Hofmaler wurde, und aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts der ehemalige Theologe Näther,



Zur Stadt.

der als „Profilmacher und Pasigraph“ durch die deutschen Lande wanderte. Die meisten dieser Leute nahmen ihre „Brotkunst“ nicht ernst und zeichneten ihre Arbeiten deshalb fast nie mit ihrem Namen.



Allerlei Leut'.

Bald entartete das Silhouetten-schneiden auch zu einem Gewerbe, wie es heute etwa die übliche Soldatenphotographie ist. Die „Studentensilhouette“ entsprach diesem Tiefstand am meisten. Sie stellte in jeder Form einen Verfall der Schattenrißschneidekunst dar, da sie das schlichte schwarze Profil durch zeichnerische, ja farbige Zutaten auf das geschmackloseste vergewaltigte. Diesem Unfug gegenüber bedeutete das Erscheinen der Daguerreotypie beinahe eine Erlösung. Daß heute der umgekehrte Fall eintreten könnte, ist infolge der künstlerischen Höhe der Photographie wohl unmöglich, obwohl eine gute Silhouette immer noch einer schlechten Photographie vorzuziehen wäre.

Gerade aus der erwähnten Verfallzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts kennen wir aber auch noch eine ganze Anzahl von Schattenrißschneidern, die ihre Arbeit ernst und künstlerisch nahmen. Sie suchten und fanden ihre höchste Kraft im engen Zusammenhange mit dem Leben und erreichten ihre besten Wirkungen dadurch, daß sie volkstümlich sein wollten und waren. Allgemeiner bekannt sind aus dieser Zeit Karl Fröhlich und Paul Konewka geworden, beide waren Meister der Scherenmalerei. Das Verdienst, einen Zeitgenossen Fröhlichs und einen Vorläufer Konewkas, Johann August Eckert, der Vergessenheit entrissen zu haben, hat der Berliner Kunstverleger Karl Werckmeister sich erworben.



Die Schmiede.

Dieser Eckert war in jeder Beziehung ein eigenwüchsigter Künstler und ein wahrhaft eigenartiger Vertreter der Scherenkunst, dem eine vielleicht nicht ganz unwesentliche Stelle in der noch zu schreibenden Geschichte der Silhouette gebührt. Leisching, der verdienstvolle Leiter des Märkischen Gewerbemuseums, erwähnt ihn wohl in seiner 1906 veröffentlichten Studie „Die Silhouette“,

nennt ihn aber sonderbarerweise „Eckart“ und gibt an, er sei „Sandmann“ gewesen. Zwei Verwechslungen in drei Zeilen, denn Eckert hat wohl einmal einen Sandmann aus der Hirschberger Gegend silhouettiert, war aber selbst ursprünglich Weber. Er wurde am



Die Eltern.

12. Juli 1807 in Cunnersdorf bei Hirschberg als Sohn eines dort ansässigen Webers geboren und ist in demselben Hause, das schon seines Vaters Eigentum gewesen war, 1868 gestorben. Als Kind war er schwächlich und litt lange an der sogenannten „englischen Krankheit“, denn im väterlichen Hause herrschte wahrscheinlich nichts weniger als Überfluß. Spät lernte der Knabe gehen und blieb auch lange noch körperlich schwach. Er ergriff zunächst das Handwerk des Vaters, mag aber die zu jener Zeit schon zwecklose Mühe der Handweberei bald erkannt haben, denn er arbeitete nachher längere Zeit in einer Hirschberger Siegellackfabrik. Seine Gesundheit litt jedoch zu sehr unter dieser Beschäftigung, und so sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt, abermals einen anderen Erwerb zu suchen. Das brachte ihn auf den Gedanken, die Silhouettenschneiderei als Lebensberuf zu erwählen oder, richtiger gesagt, als Broterwerb. Eckert hatte nämlich, wie später Konewka, schon frühzeitig begonnen, mit der Schere zu schnitzeln. Als Kind war es seine liebste Beschäftigung, vom Fensterbrett der väterlichen Wohnstube aus die Vorgänge auf der Straße zu beobachten und mancherlei mit der Schere nachzuschneiden. Darin hatte er infolge großer natürlicher Begabung bald eine bewundernswerte Gewandtheit erlangt, an die er sich jetzt erinnerte. Obwohl er nie auch nur eine Stunde künstlerischen Unterricht gehabt, ja wohl kaum erwähnenswerte Vorbilder gekannt, sondern völlig nach eignem Unterricht gearbeitet hat, wagte er sich doch bald an Darstellungen aus allen Gebieten des täglichen Lebens und beschränkte sich nicht auf die Porträtssilhouette.



Der Sohn.

So ist er eine Reihe von Jahren zumeist in Niederschlesien umhergewandert. Bildnisschattenrisse lieferte er in der Regel für zwanzig Pfennige (zwei Gutegroschen), andre Schnitte für einen „Sechser“ bis drei Groschen. Und dennoch fand er bei diesem armseligen Lohn



Rübezahls Aufmarsch.

sein Genügen und brachte es durch unermüdlischen Fleiß und ein außerordentlich gewandtes und rasches Arbeiten sogar zu einem fast bürgerlich zu nennenden Auskommen. Hat er doch eine Frau und drei Kinder anständig damit ernährt! Darüber hinaus aber ist dem schlichten, ernstgerichteten Manne das ursprünglich nur als Broterwerb gedachte Silhouettieren zu einer mit Liebe geübten Kunst geworden. Er besaß jene unbekümmerte Schaffensfreude, die das unverkennbare Merkmal des echten Künstlers ist. Das Zigeunertum der Wandernden konnte keine Macht über Eckerts Charakter gewinnen. Er war ein Feind des Alkohols und aller Liederlichkeit. In seiner Heimat war er weit und breit bekannt und geachtet.

Seine zahlreichen Arbeiten sind nur zum kleinsten Teil bekannt und gesammelt. Meist sind sie verstreut in den seinerzeit so sehr beliebten Familien-Stammbüchern. Wie Konewka besaß auch Eckert nur Begabung für das Schattenrißsehen und -bilden, während er ebensowenig wie dieser vermochte, was dazwischenliegt, künstlertisch wiederzugeben.

Was aber Eckert entschieden in die Reihe der besten Scheren-



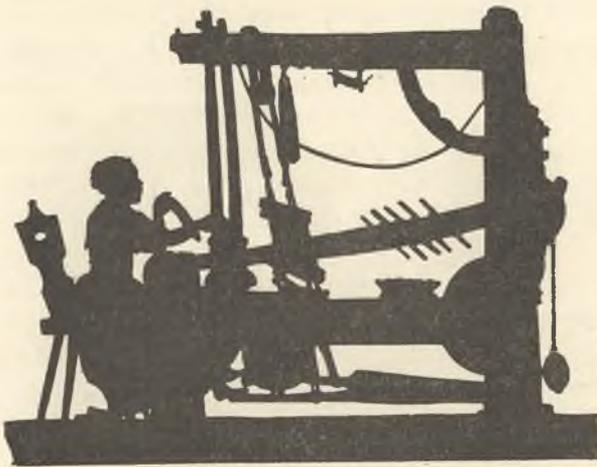
Rübezahl zeigt zwei Hirschbergern den Weg.

künstler stellt, ist seine vollkommen richtige Beurteilung der künstlerischen Erfordernisse und Möglichkeiten der Silhouette. Er hält sich weit entfernt von jener Künstelei, die den Verfall der Schattenrißkunst in sich schloß, weil sie durch eingezeichnete oder eingeschnittene Zwischenlinien das reine Schattenbild zerstörte. Während selbst Fröhlich sich von diesen Fehlern nicht ganz frei hielt, sind Eckerts Schnitte wirkliche, unverfälschte Schattenrisse und wollen nichts weiter sein. Hier und da finden sich wohl auch bei ihm — siehe z. B. die Dachlinien an der „Schmiede“ — Umrisse, die scheinbar nicht zum eigentlichen Schattenbild gehören. Sie sind mit einer stumpfen Nadel von der Rückseite her durchgedrückt, geben aber stets nur das wieder, was die Masse des Ganzen gar zu ungegliedert lassen würde, wenn es fehlte. Und auch darin beschränkt sich Eckert auf das unbedingt Notwendige. Zugleich sind die erwähnten Dachlinien ein Beweis, wie unbeholfen Eckert ohne Schere zeichnete.

Seine Arbeiten sind sonst von einer um so wunderbareren Feinheit und Treffsicherheit der Formen, als sie stets außerordentlich klein ausgeführt wurden. Was den Figuren seiner kleinen Lebensbilder erhöhten Wert verleiht, ist, daß sie unmittelbar geschaut, jede für sich Naturbildnis und fast manierfrei wiedergegeben sind. Jede „Idealisierung“ lag Eckert



Die Tochter.



Der Webstuhl.

fern. Er war vollkommen Naturalist und kannte keine Formenklischees. Selbst jedes Tier wurde von ihm gestaltet, wie er es im besonderen Falle sah, nicht wie es ihm vielleicht als Typus vorschwebte. Deshalb schuf er auch selten aus der Phantasie,

und wenn er es dennoch tat, blieb er allzu kindlich-naiv in der Gestaltung, z. B. in seinen Bildern zur Rübezahlsage. Er hat sich vielmehr die Vorwürfe zu seinen reizvollen Schwarzbildchen durchweg aus dem Volksleben des Riesengebirges geholt, und die Realistik und stoffliche Treue seiner Darstellungsweise verleiht seinen Arbeiten deshalb auch eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung.

Eine besondere Vorliebe hatte Eckert für das Leben auf der Landstraße. Werkmeister sagt mit Recht, Eckert habe „die Poesie der Chaussee gefunden“. Was damals die Landstraßen des Gebirges gewöhnlich oder außergewöhnlich belebte, findet sich bei Eckert wieder: der Bauer mit Pferd und Vieh, der wandernde Handwerksbursche, der städtische Spaziergänger oder Fußwanderer, der Mausfallenhändler, die Botenfrau, der hausierende Weber mit seinem Brust- und Rückenpack, der Kragenträger, der „Schwarzkünstler“ von der andern Fakultät, der „Radwermann“,* alle Arten Gefährte vom bäuerlichen Mistwagen bis zur Postkutsche und gutsherrschaftlichen Equipage. Aber auch die wandernde Menagerie mit Kamel, Affen und Tanzbär fehlt nicht, und für den Kenner und Freund des Hirschberger Tals sind auch alle jene Originale treu wiedergegeben, an denen die Gegend zu Eckerts Zeit so überaus reich gewesen zu sein scheint.

Von einem feinen Reize umschlossen sind Eckerts Bildchen aus dem Familienleben. Das ist alles so anheimelnd, so gemütlich, so durch und durch deutsch und voll naiver Schlichtheit, daß man an Richtersche oder Schwindsche Art erinnert wird. Und dabei ist alles so zeitlich, ja, es ist auch die kleinste Einzelheit nicht vergessen, die wichtig für die Kennzeichnung des Ganzen sein könnte. Mit bewunderungswürdiger Liebe und Sorgfalt hat Eckert das alles trotz der Kleinheit seiner Schnitte und der ihm eignen Arbeitsschnelligkeit angebracht. Ja, seine größeren und gestaltenreicheren Arbeiten weisen eine geradezu überwältigende Fülle von solchen Einzelheiten auf, von denen doch nichts überflüssig wirkt. Ich nenne da seinen „Hausbau“, einen „Biergarten“, „Ausflug übers Gebirge“, eine „Kaffeegesellschaft“, „Geburtstagsvisite“, Sachen, die hier aus Raumgründen leider nicht wiedergegeben werden konnten, aber durch die Sicherheit und Natürlichkeit der Komposition eine mehr als gewöhnliche Begabung verraten.

* Radwer ist der schlesische Ausdruck für den bekannten einrädri gen Schubkarren.

Die ganze behagliche Künstlerfreude am Schaffen spricht das Eckertsche Selbstbildnis aus, das hier vorangestellt ist. Diese treuherzig-naive Mundpartie, das energische, gut herausgearbeitete Kinn und der breitausladende Hinter Schädel verlocken förmlich dazu, gleich einem Goethe physiognomische Studien anzustellen. Dies Selbstbildnis ist übrigens nicht das einzige: auch in ganzer Figur eines Spaziergängers mit Schere und Silhouette in den Händen hat sich Eckert dargestellt, und wir können daran wie an dem „Cunnersdorfer Nachtwächter“ und dem „Apfel-Siegert“ erkennen, wie ernst Eckert auch seine Bildniskunst genommen hat, und daß er darin die sonstigen, besonders die heute noch auftretenden wandernden Silhouettenschneider an Können und Charakterisierungskunst himmelhoch überragt.

So hat Eckert, unbeirrbar durch den entarteten Zeitgeschmack, seine künstlerisch taktvollen und stillen Schattenrisse geschaffen. Es wäre darum ein Fehler, ihn und seine Bedeutung für die Technik und Entwicklung der Silhouette unterschätzen und lediglich „liebenswürdigen Dilettantismus“ nennen zu wollen, was trotz mannigfacher Bedrückung und Beengung durch die Notwendigkeit des Broterwerbs doch freies, frohes Künstlertum war.

Gärten hinter Mauern.

Ein Garten hinter einer Mauer
 Hat allzuviel von Sehnsuchtsleid.
 Die draußen stehn in Neid und Trauer,
 Der drinnen macht die Arme weit.
 Der draußen ahnt die Luft, die lauer
 Vom Frieden herweht, duftgewürzt,
 Der drinnen fühlt den Sturm, der rauher
 Des Weltlaufs Fäden wirrt und schürzt —
 Doch keiner wagt es an der Mauer
 Zu rütteln, bis sie niederstürzt. —

Nur zu, ihr sehnsuchtsvollen Toren,
 Steht nicht und träumt! Heraus! Hinein!
 Was du versäumst nur, ist verloren,
 Was du erringen kannst, ist dein!

Christa Meisel-Essenthin.



Rausche, Linde!

Gedichte von H. Köhler-Waldheim.



Nun rausche mir, alte Linde.

Nun rausche mir, alte Linde,
Vom leuchtenden Maientag,
Vom lockigen, blonden Kinde,
Das schauernd im Arme mir lag.

Von blühenden Jugendträumen
Voll funkelndem Sonnenschein,
Von Kräften, die überschäumen
Und sprudeln wie perlender Wein.

Von durstigen, roten Lippen,
Von Küßsen beim Liebesfest,
Von lustigen Sängersippen
Aus deinem breiten Geäst.

Vom Hoffen und Harren die Weise,
Vom seligen Wünschen die Mär,
Und führe mir leuchtend und leise
Mein altes Erinnern daher!

Laß einmal nur, schützende Linde,
Zur Maiengunst mich zurück,
Mich träumen vom blonden Kinde
Von Jugend, Liebe und Glück.



Und hat dir die Blütenbäume.

Und hat dir die Blütenbäume
Ein Sturmauchentblättert, mein Kind,
Und führte die roten Knospen
Die Gassen entlang der Wind.

Vielleicht, daß zu guter Stunde
Das Wetter, das dich umbraust,
Dir haltlose Blüten schüttelt
Zu Füßen mit rauher Faust.

Harre, und gläubigen Auges
Blick' hoffend hinaus über Feld,
Sie wurden zu tausend andern
In wirbelnde Fahrt gefellt.

Dann segne den Tag und hüte
Die Armsten als heiliges Gut:
Allen taute der gleiche Morgen,
Alle wärmte die gleiche Blut.



Nun ist es still geworden.

Nun ist es still geworden [Nacht,
Um mich, und langsam schattet die
Doch fern an fremden Borden
Braust Leben, das frisch erwacht.

Und wieder ist mir, als walte
Um mich die blonde Frau blutwarm,
Daß ich sie wieder halte
Glückstrunken in meinem Arm.

Ich lausche, aus der Ferne [Ton,
Schwingt lockend weither ein trauter
Hier funkeln kalte Sterne,
Heiß drüben die Flammen loh'n.

Rot brennen wieder die Küsse,
Wie in der Lage drängendem Mai —
Mir ist, daß ich jauchzen müsse,
Und ist doch alles vorbei.

So möcht' ich sterben.

Nun trinkt den letzten Sonnenstrahl Doch wo er in das Dunkel sank,
Die Nacht, die leise näher schattet, Brennt lange noch ein mildes Leuchten,
Aufflammt er noch ein einzig Mal, Wie Abschiedsgruß, wie stiller Dank
Dann fällt er in das Nichts ermattet. An Weiten, die schon Nebel feuchten.

So möcht' ich sterben. Im Vergehn
Mit meinem Herzblut purpurn färben
Das dunkle Tor, und um Verstehn
Und treu Gedenken für mich werben.



Du schwüle, duftzermürbte Sommernacht.

Du schwüle, duftzermürbte Sommernacht,
Wie wallte dir mein stürmisch heißes Blut —
Das Leben lag an meinen Brüsten gut,
Von Knospen übertaut, zu Blüten halb erwacht.

Es war! Hüß' mich in deine Schleier sacht —
Komm — decke, die in sich versank, die Glut.
Nimm mich, zermürbt wie du, in Bruderhut,
Du schwüle, blütengierige Sommernacht!



Feiertag.

Stille ringsum, lautlos müde Stille,
Der Werktag von gestern mit seiner Last
Vergessen, leichter Gedanken Hülle
Verschleiert das Morgen mit seiner Hast.

Schwache schlürfen Lust aus reicher Fülle
Am Born der süßen Täuschung; ohne Raß
Am Urweltfeuer schürt Cyklopenwille
Und schwiedet ihnen neuer Ketten Last.



Das alte und das neue Heim.

Skizze von W. A. Rieger.

Durch die taufrische Frühlingsnacht flutete das volle Mondlicht. In den alten Bäumen des Schulgartens flüsterte geheimnisvoll das junge Laub. Sonst in der Natur weihervolle Stille und Mondscheinzauber! Der bleiche Schein wallte in breiter Flut durch die kleinen Scheiben des alten Dorfschulhauses. Die Wohnräume waren leer, denn im Laufe des Tages war der Lehrer mit seinem jungen Weibe hinübergezogen in das neue Heim, das sich dem alten Gebäude gegenüber erhob — ein Rohbau mit einer breiten Treppe, mit hohen und hellen Fenstern und einem spitzen Giebeldach aus roten Flachwerken unter dem ersten Stockwerk.

Verlassen und öde standen die alten und trauten Räume.

Nur in dem großen und niedrigen Klassenzimmer waren noch die alten, wackligen Bänke, die schwarze Tafel auf dem Gestell, der altmodische Lehrertisch und der geöffnete, zweitürige Schulschrank vorhanden.

Morgen sollten auch diese Gegenstände von einem Kauflustigen abgeholt werden, und nach einigen Tagen war auch das Schicksal des alten Hauses besiegelt — es war zum Abbruch verkauft.

Dann verschwand das alte Gebäude mit seinem grünlichschimmernden Schindeldache für immer vom Erdboden, nachdem es fast hundert Jahre seinem Zwecke gedient hatte, der Schuljugend des Dorfes eine anheimelnde Stätte zu bieten.

Mehrere Generationen waren durch die niedrige Haustür jahrelang täglich nach dem großen Klassenzimmer gegangen, um hier Kenntnisse für das Leben zu empfangen.

Glück und Jubel, Schmerz und Trauer hatten die Jahrzehnte hindurch abwechselnd in der kleinen, altmodischen Lehrerwohnung geherrscht. So mancher Einwohner des Dorfschulhauses war im engen Kämmerlein durch die niedrige Tür hinausgetragen worden in den stillen Frieden des lindenumschatteten Kirchhofes, dessen Leichensteine sich im Mondenlichte gespenstisch abhoben.

Nun war die neue Zeit gekommen und hatte auch an die Erziehung der Dorfjugend größere Ansprüche gestellt: hohe, lustige Klassenzimmer — gesunde Wohnräume — ein gefälliges Äußere, das sich dem Gesamtbilde des Dorfes anpaßte.

Und so war man sich an maßgebender Stelle darin einig ge-

worden, ein neues Schulhaus nach modernen hygienischen Anforderungen zu erbauen, um auch der ständig zunehmenden Schülerzahl Rechnung zu tragen.

So war das neue Schulhaus entstanden, auf das jeder Dorfbewohner mit Stolz blickte — es war ein Prunkstück der Gemeinde geworden.

Morgen sollte die Einweihung der neuen Schule stattfinden. Kränze von Lannengrün umrankten das rote Gemäuer, und im Nachwinde wiegten sich zwei lange Fahnen leise hin und her.

Dann hatten die Schuljugend und der Lehrer ein neues Heim.

Das alte Haus verschwand vom Erdboden, und der leergewordene Raum wurde mit dem Turn- und Spielplatz eingeebnet. Nur der alte Obstgarten mit seinen herrlichen Bäumen und den dunklen und kühlen Gängen blieb bestehen.

Er fiel nicht dem Geiste der Neuzeit zum Opfer.

Wohl hatte das alte Dorfschulhaus sein Schicksal schon lange geahnt, als man im zeitigen Herbst des Vorjahres zum Neubau den Grund ausgeschachtet und die roten Ziegel angefahren hatte.

Und dann war das neue Haus entstanden — wie ein Pilz war es aus der Erde gewachsen.

Ein fröhliches Richtfest hatte man später gefeiert. Die Schuljugend und fast alle Dorfbewohner waren dabeigewesen. Die Kinder hatten einige Lieder gesungen — feierliche Reden waren gehalten worden.

Und als die Festversammlung auseinanderging, da ging es von Kindermund zu Kindermund: „Im nächsten Frühjahr haben wir ein neues, schönes Schulhaus!“

Doch hatte das alte Gebäude auch von manchem alten Dorfbewohner beim Nachhausegehen gar manchen stillen Seufzer gehört.

„Nun ist bald alles verschwunden, was uns an eine fröhliche und glückliche Kinderzeit erinnern wird!“ hatte so mancher Mund leise geflüstert.

Und dann im zeitigen Frühjahr, als das weiße Wintergewand die Erde abgelegt hatte, die ersten Lerchen erschienen und auf den grünenden Feldern schon trillerten, als die ersten lauen Lüfte wehten und die jungen Knospen an Baum und Strauch zu schwellen begannen und bald die grünen Spitzen zeigten, erschienen wieder die Handwerker, um das Innere des Baues zu vollenden.

Wie erstaunte da das alte Schulhaus, mit welchem Schmucke man seinen Amtsnachfolger versah!

Die Malersleute kamen mit Farbe und Pinsel, und an der Decke der drei Klassenzimmer entstand eine bunte Windrose. In blendend weißer Helle standen bald die hohen Räume da. Um die Zimmer zog sich ein grüner Ofsockel hin. An den Fenstern wurden hellgraue Vorhänge angebracht.

Und dann erst die Lehrerwohnung!

In der Küche erhob sich ein breiter Kochherd aus blendend weißen Kacheln und mit glänzenden Messingbeschlägen. In einem breiten Streifen zogen sich unterhalb der Decke bunte Bilder hin — immer ein Hahn und eine Henne darstellend. Die Wände in den übrigen Wohnräumen wurden mit leuchtenden Tapeten bezogen — rot, grün und blau. Lange gelbe Gardinen fluteten an den hohen Fenstern herab.

Vom Erdgeschoß nach dem ersten Stockwerk führte eine breite Treppe mit einem glänzend gelb polierten Geländer. An die beiden Stufenfenster stellte man Blumentische mit grünen Gewächsen. Die Wände des Hausflures schmückte man mit bunten Bildern, die ihre leuchtenden, frohen Farben im Frühlingssonnenschein widerspiegelten.

Ja, einen solchen Glanz und eine solche bunte, stolze Pracht hatte das alte Schulhaus nie gesehen und auch nicht geahnt: seine Räume waren zwar anheimelnd, aber nie hell und farbenprächtig gewesen.

Und gehörte dieses alles dazu, um jenes stolze Gebäude seinen Bewohnern traut und lieb zu machen und das Glück in dasselbe zu bannen?

Lange denkt das alte Schulhaus nach.

Es vermag den Gedanken der Neuzeit nicht zu folgen.

Tief seufzt es auf, während die breiten Mondscheinwellen es umfluten und das ganze Dorf in silbernes Licht tauchen.

Vom nahen Kirchturme verkünden zwölf tiefe Glockenschläge die Mitternachtsstunde.

Da wird es aus seinen Träumen durch eine helle, junge Stimme geweckt.

„Heute ist endlich Einweihung,“ klingt es zu dem alten Gebäude von dem neuen Schulhause herüber.

„Ich weiß es,“ entgegnet mürrisch das alte Haus.

Will etwa der neugebackene, stolze Bau ein Gespräch anfangen?

Eine kurze Pause.

Dann hebt die frische Stimme von neuem an: „Warum so

schweigsam, Herr Nachbar? Wollen wir uns nicht ein klein wenig unterhalten?"

„Warum denn nicht! — Aber ich weiß wenig zu erzählen!“ erwidert der alte Bau.

„O, solche alten Häuser wissen gar viel, haben Menschenglück und Menschenleid genug gesehen, besonders wenn man so alt ist wie du.“ — Und nach einer kleinen Pause fährt das neue Heim fort und in seine Stimme klingt ein leiser Unterton wie Bedauern wieder: „Beinahe hundert Jahre alt!“

„Nun ja,“ meint das alte Schulhaus, „so alt bin ich beinahe. Auch ich war einmal jung, wenn auch nicht so prächtig und schön wie — du. Meine letzte Stunde hat bald geschlagen. Noch wenige Tage, und ich falle der Spitzhacke zum Opfer!“

Von den alten Schindeln des niedrigen Daches fallen einige Tröpfchen des Frühtaues zur Erde. — Sind es Tränen, die das alte Gebäude weint?

„Laß doch die traurigen Gedanken,“ entgegnet der Neubau. „Auch ich werde einmal alt werden und dann dasselbe Schicksal haben.“

In seiner Stimme zittert ein Ton des Bedauerns nach.

„Es ist ja traurig, so sang- und klanglos seine Bestimmung aufgeben zu müssen, aber ich passe einmal nicht mehr in die neue Zeit hinein.“ Und dann fährt das alte Schulhaus fort: „Ja, die Zeiten haben sich sehr geändert im ewigen Wechsel der Jahre. Als ich jünger war, da hielt man noch die alte Vätersitte hoch. Heute ist es anders geworden. Aus den Städten hat man die neuen Moden gebracht. Die Jungen kleiden sich nicht mehr wie die Alten. Die Kleidung der Altväter haben sie abgelegt. Nur am Wochentage ist man noch Bauer. Am Sonntage läuft alles wie die Herrenleute umher. — Und unsere Mädchen und Frauen am Tage des Herrn! Die reinen Modedamen, wie in der Stadt! Nur noch wenige sieht man, die alte Bauernsitte und Bauerntracht hochhalten. Ja, ja, die schlimme neue Zeit!“

„Man muß doch aber mit der Neuzeit fortschreiten!“ wirft schüchtern der Neubau ein.

„Ach was! Fortschritt — Neuzeit!“ entgegnet unwirsch das alte Haus. „Früher war es viel lustiger und gemütlicher. Da versammelte man sich auf dem grünen Rasen unter der alten Dorflinde zu einem Tänzchen. Jeder Bube nahm sein Mädchel unter den Arm, und auch die Alten sprangen hin und wieder mit in toller Jugendlust.“

wenn der alte Musikant seine Fiedel strich. Und heute? — In die Tanzsäle der Gasthäuser geht man. Geige und Klarinette, Brumm-
baß und Trompeten, Flöten und wer weiß noch, was da noch für
Instrumente spielen. Ein Lärm ist, daß man die halbe Nacht in
der Ruhe gestört wird. Gemessenen Schrittes geht da die Dorfjugend
im Saale herum — machen einander tiefe Verbeugungen. Und das
nennt man dann — Tanz, bei dem doch die Jugend ihr heißes Blut
austoben soll. Nein, gehe mir mit deinen neuen Sitten und Gebräuchen,"
sagte das alte Gebäude spöttisch.

„Die Bauernjöhne, die aus den verschiedensten Garnisonen im
Reiche kommen, bringen vieles Neue aus der Fremde nach der Heimat
mit,“ erwiderte mit zaghafter Stimme das neue schöne Haus.

„Nun ja, schon bei der Jugend fängt der verderbliche Geist der
Neuzeit an. Kannte man früher solchen Prunk und Schmuck in
der Schule? Siehe mich an, wie einfach und schlicht ich neben dir stehe,
wie ein Aschenbrödel neben einem Königskinde. Und dann die Aus-
stattung im Schulzimmer! Da kannte man früher nur das Kreuz,
die Wandtafel und die Landkarte! Und heute? — Was haben sie
nicht schon in meinem niedrigen Klassenraum alles an die Wände
gehängt, um den Unterricht anschaulich zu gestalten! — Abbildungen
aller Art, Sammlungen von Schmetterlingen und Käfern und der-
gleichen Sachen! — Ach, und die moderne Jugend! Früher bekam
das Kind die Schiefertafel und das Lesebuch zur Schule mit. Das
war die ganze Ausrüstung, und tüchtige Leute sind aus dem alten
Klassenraum hervorgegangen, die es weit in der Gemeinde und auch
in der Welt brachten. Lesen und Schreiben und die übrigen not-
wendigen Kenntnisse hat jeder gelernt. — Doch sieh' dir heute unsere
Jugend an, wenn sie zur Schule kommt! Nach einem Jahre fliegt
die ehrwürdige Schiefertafel in die Ecke und das glatte, weiße Papier
im blauen oder schwarzen Umschlagdeckel tritt an ihre Stelle. Das
Lesebuch genügt nicht mehr. Mit Büchern wird der Schulranzen
vollgestopft! O, es ist ein Jammer mit der armen, gequälten Jugend,“
klagte das alte Schulhaus.

„Doch fühlen sich unsere Kinder wohl dabei, denn das Leben stellt
größere Anforderungen an sie, als es früher der Fall war,“ meinte
das neue Heim. „Und, Herr Nachbar, sind mannigfache Kenntnisse
etwas Schlimmes? Nicht mehr starre und langeingebürgerte Formen
werden gelehrt, nein, das lebendige Wort und die Selbsttätigkeit
eines jeden Einzelnen feiert auch in der kleinsten Dorfschule Auserstehung.

Nicht mehr eingeengt im düsteren Schulzimmer lernen sie die Wunder und Schönheiten der Natur und die Güte und Weisheit des Schöpfers kennen, sondern sie werden von ihrem Lehrer selbst hinausgeführt in Wald und Feld, um hier das geheimnisvolle Wirken aller der Kräfte selbst mit eigenen Augen zu schauen und verständig kennenzulernen, die ihnen ihr Gott in seiner Allmacht gegeben hat."

„Nun ja, ich sehe es ja, ich passe nicht mehr in die Zeit und kann sie auch nicht verstehen.“ seufzte das alte Heim.

Dann sank es in tiefes Nachdenken.

Noch immer fluteten die Mondscheinwellen durch die schweigende Nacht, aber der Morgenwind fing scharfer an zu wehen, und in seinem Hauche bewegten sich die beiden Fahnen vor dem Neubau lebhaft hin und her.

Nach einer Weile begann das alte Schulhaus mit leiser Stimme: „Du sprachst vorhin vom Menschenglück und Menschenelend, wenn ich mich nicht irre. Ja, manches hat sich in meinen Räumen zgetragen. Glück und Leid, Freude und Schmerz habe ich mit seinen Bewohnern kennengelernt. Weiß ich, ob ich morgen Nacht noch werde reden können? — Darum will ich dir, meiner Amtsnachfolgerin, heute einiges erzählen, was ich miterlebte. — Oder stört dich meine Schwatzhaftigkeit im Schlummer?“

„Nein — nein! Erzähle nur!“ wehrte lebhaft das neue Schulhaus ab.

Und das alte Heim begann:

„Vor einigen Jahrzehnten wohnte hier in den alten Räumen der alte Kantor und Lehrer Held, der aus dem Nachbardorfe nach hier versetzt wurde. Sein Weib hatte er sich aus der Großstadt geholt — es war eine Jugendliebe von ihm. Jahrelang hatten sie warten müssen, bis das Schicksal sie für immer vereinigte, indem der besonders für Musik befähigte Lehrer nach der einträglichen Stelle hierher berufen wurde und so sein heißer Wunsch in Erfüllung ging, ein eigenes Heim zu gründen.

Ich sah durch die traulichen Wohnräume ein glückliches Paar wandeln, dessen Lebensfreude noch durch die Geburt eines Töchterchens erhöht wurde.

Rita hieß das junge Geschöpf, das dem Elternpaare vom Himmel geschenkt wurde, und es blieb auch das einzige Pfand ihrer Liebe.

Kantor Held war sehr musikalisch, spielte meisterhaft die Orgel und auch andere Instrumente, so daß sein Kirchenchor sich bald in

der ganzen Umgegend einer gewissen Berühmtheit erfreute. Sein junges Weib aber besaß eine frische und kräftige Sopranstimme, und oft blieben die Dorfbewohner lauschend auf der Straße stehen, wenn zu dem seelenvollen Spiel des Lehrers auf dem alten Spinett die junge Mutter ihre kunstvollen Gesänge ertönen ließ.

Rita wuchs in der frischen Landluft zu einem kräftigen Kinde heran.

Ihr munteres Lachen und Jauchzen erfüllte die Räume des kleinen Hauses. Von der Mutter hatte die kleine Rita die wunderbare Stimme geerbt.

Wenn das Ehepaar im Reiche der Musik sich vereinigte, dann saß das Kind in einer Ecke des traulichen Wohnzimmers mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, und bald summt es die Weise und Worte des betreffenden Liedes nach.

Dem Vater entging die gesangliche Begabung seiner Tochter nicht und dann machte er noch die überraschende Beobachtung, daß auch seine musikalischen Fähigkeiten auf Rita übergegangen waren. Er erteilte seinem Töchterchen Unterricht auf dem alten Instrument — Rita machte erstaunliche Fortschritte.

Ihr Lerneifer war kaum zu dämmen.

Und nach Jahren war der Lehrmeister an der Grenze seiner Kenntnisse angelangt — er konnte seinem Kinde nichts mehr in musikalischer Hinsicht bieten. Rita war seine Hauptstütze auf dem Kirchenchore — ja, sie vertrat ihn sogar auf der Orgelbank.

Und dann trat eine entscheidende Wendung im Leben seiner Tochter ein, als er dieselbe gelegentlich der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums mit nach der Provinzialhauptstadt nahm.

Im engen Zirkel seiner Amtsgenossen sang Rita einige Lieder, die ihr den ungeteilten Beifall der Jubilare eintrugen. Man rühmte den Umfang und die wunderbare Klarheit ihrer Stimme.

Dieses alles erfüllte den Vater mit Stolz und Befriedigung.

Um seinem Kinde eine Freude zu bereiten, nahm er sie in eines der großstädtischen Theater mit, in dem eine „Tannhäuser“-Aufführung stattfand.

Sie, die so oft im elterlichen Heim die Arie der Elisabeth: „Dich, teure Halle grüß' ich wieder“ und das Gebet: „Allmächt'ge Jungfrau, hör' mein Flehen“ gesungen hatte, hörte jetzt nicht nur die ihr wohlbekanntenen Klänge, nein, sie sah handelnde Personen vor sich, und der romantische Zauber der Oper mit der prächtigen Ausstattung wirkten nachhaltend in der Künstlerseele des jungen Mädchens nach.

Ein Entschluß reifte an jenem Abend in ihr: Auch zu den Höhen der stolzen Musik emporzusteigen, um auch einst den Beifall einer kunstbegeisterten Menge zu hören.

Versonnen und verträumt kehrte sie in das Vaterhaus zurück.

Und dann trat sie eines Tages nach monatelangen Seelenkämpfen vor die Eltern mit der Bitte, Sängerin werden zu dürfen.

Doch da stieß sie auf entschiedenen Widerstand.

Man betrachtete ja in jenen kleinen Verhältnissen das Künstlervolk als eine Sorte von Menschen zweiten Grades, gleichbedeutend mit den Zigeunern, die auch jede ehrliche Arbeit scheuen.

Lange Kämpfe folgten — Rita blieb fest in ihrem Entschlusse.

Ein junger Lehrer aus der Umgegend hatte eine heiße Liebe zu der jungen Kollegentochter gefaßt und auf das Aufmuntern der Eltern hin um ihre Hand angehalten — das Mädchen schlug seine Bewerbung aus.

Und dann geschah das Unfaßbare: Rita war aus dem Elternhause entflohen.

In einem Briefe hatte sie die Eltern um Verzeihung für den Schritt gebeten, der ihnen eine so tiefe Herzenswunde schlug. Der alte Vater hatte das Schreiben nicht geöffnet — in kleine Stücke zerrissen flatterte es im Herbstwinde dahin. —

Jahre eilten dahin, immer stiller wurde es in den kleinen Räumen.

Und an einem kalten Wintermorgen trug man die Lehrersfrau auf den kleinen Friedhof hinaus: Die Flucht der Tochter hatte ihr Herz gebrochen.

Wieder vergingen einige Jahre.

Dann kamen immer häufiger die Nachrichten zu dem einsamen Vater von dem wachsenden Künstlerruhm seines Kindes. Die Zeitungen sangen ihr Lob in allen Tönen — das Publikum der Reichshauptstadt vergötterte es.

Und dann kam ein milder Sommerabend, den ich nie vergessen werde.

In der Provinzialhauptstadt hatte ein großes Sängerfest stattgefunden, und Rita hatte dabei mitgewirkt.

Der alte Lehrer stand vor der Thür, und um sein weißes Haar strahlte das Gold der sinkenden Sonne.

Da kam eine hochgewachsene Dame in dunklen einfachen Kleide durch die Gartentür auf den alten Mann zu.

Es war Rita, die noch einmal ihre Jugendheimat wiedersehen und sich die Verzeihung der Eltern holen wollte.

„Vater!“ sagte sie schlicht und in bittendem Tone, „ich kehre noch einmal zurück in das Elternhaus — berühmt — beneidet — fast erdrückt von der Fülle meiner Erfolge. — — Ich habe deine Liebe mir verscherzt durch meine Flucht. — Laß mich nur das eine Wort von deinen ehrwürdigen Lippen hören: „Ich habe dir vergeben!“ — Denn siehe: trotz aller Erfolge ist mein Herz liebeleer geblieben. — Immer hat mich das eine Schreckensgespenst verfolgt: „Deine Eltern zürnen Dir!“

Und dann sank die prächtige Frauengestalt vor dem alten Manne nieder und versuchte, seine welke Hand an ihre Lippen zu ziehen.

„Vergebung!“ wimmerte die Knieende, doch der weißhaarige Mann trat einen Schritt zurück.

Ernst blickte sein sonst so voll Liebe strahlendes Auge.

Und dann kam es langsam und fest von seinen Lippen: „Ich habe kein Kind mehr — kann also auch keine Verzeihung erteilen!“

„Und die Mutter?“ fragte tonlos Rita.

„Drüben auf dem Friedhose ist ihr Grab!“ kam es von den Lippen des Starrsinnigen.

Noch einen langen Blick sandte er seinem heimgekehrten Kinde zu — dann wandte er ihm den Rücken.

Langsam kehrte er in das Haus zurück — die Tür fiel zu — Rita war allein.

Mit einem tiefen Seufzer und tränenden Auges erhob sich die Sängerin. Noch einmal umfaßte sie mit feuchtem Blick die Stätte ihrer Jugend — dann ging sie wankenden Schrittes dem Friedhose zu.

Noch an demselben Abend verließ sie das Dorf. — —

Immermehr verfiel die Gestalt des Lehrers.

Eines Tages fand man ihn tot in seinem Schlafzimmer — ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Und als man den Sarg in die kühle Erde senkte, da gab das ganze Dorf dem Jugenderzieher das letzte Geleit, aus der Umgegend war man zum Begräbnis herbeigeeilt — aber eine fehlte: Rita. Sie besand sich auf einer Gastspielreise jenseits des Ozeans im Lande des Dollars. — — —“

„Was für närrische Räuze sind doch mitunter die Menschen in ihrem Starrsinn,“ meinte nach kurzer Zeit das neue Gebäude. „Ob der alte Lehrer nicht doch in einsamen stillen Nächten seine Hartherzigkeit bereut hat?“

„O, doch ist es ihm öfter leid gewesen, sein einziges Kind in

die liebeleere Fremde hinausgestoßen zu haben. War es nicht Kismet, das Rita das Elternhaus verlassen mußte, um zu Künstlerehre und Künstlerglück emporzusteigen?"

Wieder schwieg das alte Schulhaus.

Schärfer wehte die Morgenluft vom nahen Walde her, der in der Nacht sein uraltes, ewiges Lied sang.

Im Dorfe ertönten schon hin und wieder schüchterne Hahnenstschreie. Endlich hub es von neuem an zu erzählen:

„Durch einige Jahrzehnte lebte auch hier der Kantor Kiesel.

Eine zahlreiche Familie bevölkerte damals die engen Räume, denn drei Buben und drei Mädels waren der jungen Ehe entsprossen.

Da war gar oft Schmalhans Küchenmeister, als die Kinder größer wurden und in der frischen Landluft körperlich gut gediehen. Doch Lehrer Kiesel sorgte und arbeitete unermüdlich, um seine Familie bei dem schmalen Gehalt zu unterhalten. Sobald es seine freie Zeit erlaubte, war er im Obstgarten oder am Bienenstande tätig, und so mancher harte Taler kam in die Wirtschaftskasse der fleißigen Hausfrau, die selbst auf dem Felde bei der Landwirtschaft mithalf.

Und alle Kinder waren brav — sie machten ihren Eltern Freude, und Unehre hielt nicht ihren Einzug in die trauten Räume.

Die beiden ältesten Söhne besuchten schon das Gymnasium der nahen Stadt, als der jüngste Knabe geboren wurde.

Bruno hieß der neue Sproß der Lehrerfamilie.

Es war ein herziges Büblein mit blonden, goldenen Locken — von schwächlicher Gesundheit in den ersten Lebensjahren, und oft stand der finstere Todesengel an dem kleinen Kinderbett. Dann aber festigte sich die Lebenskraft des Knaben.

Bald schweifte er durch Wiese und Wald — dann saß er wieder tagelang vor der Tür unter den alten Bäumen oder in dem großen, stillen Klassenzimmer und suchte mit dem Stift auf dem Papier das festzuhalten, was er draußen in der Natur erschaut hatte.

Und so entstanden in seinem kleinen Büchlein Pflanzenformen und Tiergestalten, Phantasiegebilde und Köpfe der Dorfbewohner, die er oft in bunter Farbe ausführte.

Oder das Büblein holte sich Lehm aus einer Grube hinter dem Dorfe, und seine Fingerlein formten die seltsamsten Sachen aus der nassen Erde.

Der Vater wurde bald aufmerksam auf die eigenartige Beschäftigung seines Jüngsten. Mit Interesse beobachtete er seine Spielereien

und freute sich, als er wahrnahm, daß Bruno sich immer mehr vervollkommnete, besonders als er das Gymnasium besuchte und sein Blondhaar die bunte Schülmütze schmückte.

In der Schule war man auch bald auf die Befähigung des Knaben im Formen und Zeichnen aufmerksam geworden.

Und eines Tages in den Ferien erschien Brunos Zeichenlehrer hier im kleinen Wohnzimmer zum Besuch und hatte mit dem Elternpaare eine lange Unterredung.

Mehrere Tage hindurch ging der Lehrer schweigsam umher — er schien nirgends Ruhe zu finden. Bald war er am Bienenstande, bald unter den schattigen Obstbäumen im Garten; dann saß er wieder still und verschwiegen im einsamen Klassenzimmer oder lenkte seine Schritte dem nahen Walde zu.

Dann schrieb er an seine beiden erwachsenen Söhne, die unterdessen ihre Universitätsstudien beendet hatten und nun bereits auf eigenen Füßen standen; auch die drei Töchter wurden benachrichtet — sie waren in der näheren Umgegend verheiratet. Wie es bei den Schulmeistern Sitte zu sein scheint, hatten Amtsbrüder des Vaters sie zu ihren Ehefrauen erkoren.

Und dann fand eines Tages im kleinen Wohnzimmer ein Familienrat statt, während Bruno mit seinem Skizzenbüchlein in der Natur umherschweifte.

Man kam zu dem Entschlusse, daß aus Bruno ein Künstler werden sollte. Nicht in die engbegrenzten Bahnen eines Berufes wollte man ihn zwingen, nein, frei und unbehindert sollte er durch eigene Kraft zu den Höhen der reinen Kunst steigen.

Alle Familienmitglieder sagten ihre Unterstützung zu, und als Bruno still und verträumt am Abend in das Elternhaus zurückkehrte, da gab ihm der Vater den Entschluß der Familie bekannt, daß er nach den Ferien die Kunstschule der Provinzialhauptstadt besuchen könne, um dort sein Talent weiterzubilden.

Wie jubelte vor Glückseligkeit da der Jüngling!

Und nach einigen Wochen schnürte der angehende Kunstjünger sein Känzlel und trat mit seinem Skizzenheft den Weg zur Hauptstadt an.

Mehrere Jahre blieb er daselbst — in strenger Arbeit reifte immer mehr sein Talent.

Eines Tages aber kam er unverhofft bei den Eltern an mit der freudigen und überraschenden Nachricht: „Eine meiner Arbeiten

ist preisgekrönt worden. Ich habe ein Staatsstipendium für drei Jahre erhalten, um in Italien die Kunst der Alten zu studieren!"

Welche Freude herrschte da in dem kleinen Kreise!

Wie schauten stolz die Eltern auf den frischen Jüngling im Blondhaar, der in kraftstrotzender Gesundheit und mit vor Schaffenslust blühenden Augen vor ihnen stand. Auch das ganze Dorf nahm freudigen Anteil an dem Glücke des Kunstjüngers.

Und als der Herbstwind rauh über die Stoppelfelder strich, da schnürte Bruno abermals sein Ränzeln, und in der braunen Künstler-samtjacke und dem weichen, breiten Schlapphut trat er den Weg über die Alpen in die gesegneten Gefilde Italiens an.

Gar mancher lustige Künstlerbrief kam dann von Zeit zu Zeit in das Lehrerhaus geflattert, und es herrschte dann jubelnde Freude bei den beiden alten Leuten, wenn er ihnen Kunde von einem neuen Erfolge ihres jüngsten Kindes brachte.

Mehrere Jahre waren im Zeitensturme dahingerollt, da traf eines Tages Bruno unvermutet im Elternhause ein. Ein langer, blonder Vollbart schmückte sein braungebranntes Gesicht, und unter dem Künstlerhute stahlen sich die hellen, widerspenstigen Locken hervor.

Stürmisch umarmte er die Eltern und überraschte sie mit der unverhofften Mitteilung, daß er ein großes Standbild vollendet, das den Beifall aller Kunstbesessenen gefunden habe und nun von einer Kunststadt angekauft worden sei; auch andere größere Aufträge seien ihm schon erteilt worden.

Und als er den alten Leuten die Kaufsumme nannte, da waren sie starr vor Überraschung.

Bruno teilte auch seinen Eltern mit, daß er in jener Stadt, wo der bildenden Kunst eine traute Stätte bereitet sei, auch in Zukunft seinen Aufenthalt zu nehmen gedenke und knüpfte daran die Bitte, sie in sein neues Heim mitzunehmen, um sich in Zukunft auch an seinem Künstlerruhm zu sonnen.

Schweigend hatte der alte Lehrer den Wunsch seines Sohnes angehört; dann aber sagte er: „Ich danke Dir, Bruno, für Dein Anerbieten. Aber was soll ich und die Mutter in der geräuschvollen Stadt? — Fremd würden wir unter Fremden sein. — Laß uns in unserer kindlichen Stille. Hier, wo wir die schönsten Jahre unseres Lebens genossen haben, wollen wir auch zum letzten Schlafe gebettet sein. Die alten Linden drüben auf dem Friedhose sollen uns einst ihr ewiges Schummerlied singen.“ — —

Immer größer wurde der Ruf des Künstlers.

Seine Bildwerke schmücken viele Städte und reden die dauernde Sprache ewigen Ruhmes des Schulmeisterkindes.

Ja, er ist jetzt der große Sohn unseres Dorfes!

Siehst du im sinkenden Mondlichte die Marmortafel über der kleinen Tür und die Goldbuchstaben leuchten?

„Hier wurde der Bildhauer Bruno Kiesel geboren.“

Nur noch wenige Tage, und die Schrift wird über deinem Eingange prangen und für spätere Zeiten Zeugnis ablegen von einem, der durch strenge Arbeit den Weg zu den schwindelnden Höhen des Ruhmes fand. — — —“

Langsam begann der Tag zu dämmern.

Eine schüchterne Lerche stieg trillernd in die feuchte Morgenluft vom nahen Felde auf.

Am Himmel schimmerte nur noch der Morgenstern.

Und dann begann das alte Haus noch einmal:

„Noch von einem Dichtersmann will ich dir erzählen, der auch einige Jahre hier gelebt hat.

Als junger Lehrer kam er in das einsame Dörflein.

Nach dem Dienst in der Schule saß er oft bis in die späte Nacht bei der brennenden Lampe und schrieb und schrieb.

Weiß ich, was er alles zu Papier brachte? — Gedichte — Romane — Theaterstücke?

Wie oft sandte er mit der Post dicke Briefe ab; aber nach einiger Zeit kamen sie zurück — seine Arbeiten waren nicht angenommen worden.

Dann ging er oft tagelang düsterbrütend im Schulzimmer auf und ab, um sich wieder zur Arbeit hinzusetzen und neue Gedanken auf das glatte Papier zu bringen.

Und welche Freude hatte der Dichtersmann, wenn ihm einmal ein winziger Erfolg beschieden war.

Noch seine Gesundheit war nicht fest.

Ein trockener Husten quälte ihn oft — er spürte heftige Stiche in der Lunge — seine Gestalt verfiel immer mehr und mehr.

Und dann kam eines Tages der Erfolg und küßte die bleiche Dichterstirn.

Ein Schauspiel von ihm war von einer Bühne angenommen worden und hatte einen ungeahnten Erfolg gehabt.

Die Theater rissen sich um das Aufführungsrecht.

Jetzt kamen die Ströme des leuchtenden Goldes und des Ruhmes nach dem kleinen Dorfschulhause; aber demjenigen, dem sie galten, kamen sie zu spät.

Schon bleichten auf seinen bleichen Wangen die Kirchhofsrosen.

Ein neuer Lehrer kam an seine Stelle, denn der Dichtersmann ging in wärmere Länder, um in milderer Sonne neue Gesundheit und auch Schaffenskraft zu holen.

Aber es war zu spät!

Nach einem halben Jahre traf die Nachricht ein, daß er in der Fremde gestorben sei.

Palmen rauschen über seinem einsamen Grabe und das Meer singt dem stillen Schläfer sein uraltes Schummerlied. — —

Der alte, ehrwürdige Bau schwieg.

„Nachruhm!“ sagte leise erschauernd das neue Schulhaus.

Dann verfielen beide in tiefes Schweigen. — —

Durch die Dämmerung brachen die ersten Strahlen der Morgensonne und umwoben das alte und das neue Heim mit dem jungen Golde ihres schimmernden Lichtes. — —

Wolf und Lamm.

(Eine zeitgemäße Fabel.)

Ein Lämmchen fleht mit sanften Unschuldsblicken
Den Wolf, den argen Meuchler, an:

„Verschone mich! Was man erzählt von deinen Tücken
Ist Mär, nicht wahr? — Du bist ein braver Mann!“

Der wirft sich in die Brust und bleckt die Zähne
Im Vorgeschnack des leckeren Gerichts,
Zerdrückt auch schnell noch eine Heuchlerträne
Und spricht gerührt: „Sch tu dir nichts!
Doch geht die böse Welt dir an den Krage! —
Am sichersten bist du in meinem Magen!“

Paul Grabowski.

Hans von Schweinichen.*

Von Paul Goepfert.

1.

Hätt' ich das Trinken erfunden,
Wär' ich ein großer Mann;
Denn keinem mag's so munden
Wie mir, das sag' ich an.
Ich trink' ein Faß, da bleibt kein Rest,
Die Zecher schlummern, doch ich steh' fest
Zu allen Zeiten und Stunden.

Ich trink' aus jeglichem Gefäß,
Aus Becher, Humpen, Kanne,
Mein Stiefel ist mir grad' gemäß
Und selbst des Brauers Pfanne.
Nur eines schafft mir schweres Leid:
Daß ich, der Riese, zu keiner Zeit
Den Riesendurst verbanne.

2.

Was scheren mich die Mägdelein
Mit Lieben und mit Küssen!
Ich schau' nicht hinter ihnen drein,
Sie werden's glauben müssen.

Ein tüchtig Glas
Mit frischem Naß
Ist meiner Augen Weide;
Den kecken Mut
Entfacht's und tut
Dem Herzen nichts zuleide.

Was sicht mich an der Frauen Gunst,
Ihr launenhaftes Wesen?
Ich bleibe fern der schweren Kunst,
Wie ich's mein Tag gewesen.

Des Bechers Gold,
Dem bin ich hold,
Dem sprech' ich mich zu eigen.
Wer trinken kann,
Der darf als Mann
Sich allerwege zeigen.

Zwei Liebchen sind's in Ehren hier,
Mit denen froh ich wandre,
Das eine steht zur Linken mir,
Zur Rechten mir das andre.

Schwank' ich zur Seit',
Gibt dies Geleit
Die Richtung meinen Schritten:
Hie Gerstenast,
Da Weines Kraft,
Und ich geh' in der Mitten.

* Hans von Schweinichen, fürstl Liegnitzscher Hofmarschall, * 25. 6. 1552 zu Gröditzberg, † 13. 8. 1616 zu Liegnitz. Sein Tagebuch 1583 bis 1602 (herausg. von Westerley) ist ein Zeugnis seines urwüchsigsten Wesens und eine treffliche Sitten- und Lebensgeschichte der schlesischen Höfe und Deutschlands, das er mit seinem abenteuernden, tiefverschuldeten Herzog Heinrich XI. durchzogen hatte. Vergl. Schles. Musenalmanach 1917 I, Seite 26.

Kinderlied.*

Text und Melodie von Bernhard Fischer.

Einfach, leicht bewegt.

p

1. Pan = töf = sel = chen von Sei = de! Ei! Kindchen, schau die
3. Froh in den neu = en Schu = hen stol = ziert der Ger = ne =

1. Pracht! Die hat zu dei = ner Freu = de Christkind = sein heut ge =
3. groß, bis a = bends, aus = zu = ru = hen, er sinkt in Mut = ters

mf

1. bracht 2. Nun streck zum Bett die Bein = chen her = aus, du klei = ner
3. Schoß. 4. Und von den mü = den Füß = chen zieht sie die Schuh' ihm

mf

* Dieses Lied ist einzeln für 50 Pf. durch den Konservatorium = Verlag
Th. Ciepplik in Beuthen O./S. zu beziehen.

2. Mann! Und Mutter zieht dem Klein-chen schnell die Pantoffeln an.
 4. sacht. „Gib, Mutter, mir ein Küß-chen! Lieb'Mutter, gu-te Nacht!“

2

pp

Fromm Gebet.

Komm': reich mir die Lippen! — Es ist schon spät —
 Ein Kuß, der sei unser Nachtgebet —
 Mit deinen Armen, den weichen, weißen,
 Umschling' mich, dann fliehen die Wünsche, die heißen,
 Und die sinnbetörende Sehnsucht schweigt!

Wenn dann im Osten das Frührot steigt
 Und die süße, traumstille Nacht verweht: —
 Reich mir den Mund! — Unser Morgengebet
 Vor des Tages Mühe, Muß und Verdruß
 Sei — — ein Kuß!

Carl Seiffert.

Was unser war.

Weh tut das Licht, und weher noch die Nacht,
 Am wehsten doch die alten Hochgedanken,
 Die uns die Welt zur Heimat einst gemacht
 Und losgerissen nun im Leeren schwanken.

Wie war uns einst die Erde doch so hold,
 Das Leben licht und groß! — Gott gnade denen,
 Die bald zu aller Not und allem Sehnen
 Die Reue quält, dieweil sie's so gewollt!

Schweig still, Schweig still, schwurdest die Faust gepreßt
 Auf deine Brust: Da drin — das endet nimmer!
 Alles, was unser war, wir halten's fest,
 Schon heute grüßt's uns im Verklärungs(schimmer.

Was unser war! Vielleicht war's noch verfrüht,
 Weil wir des Heils noch immer unwert waren?
 Die Segensmacht, wir mußten sie erfahren;
 Nun formt sie erst im darbenden Gemüt.

Der Deutsche braucht des Sterns ob seinem Haupt,
 Der Wunschgestalt, zu der er aufwärts schaue,
 Des Andachtbilds, daran sein Reinstes glaubt,
 Dem er aus Tiefen sich entgegenbaue.

Was unser war — zu bald war's uns gemein,
 Die wir im Staube des Gemeinen schritten;
 Da ist unser adlig Gut entglitten,
 Nun ruft's von oben: Werdet wieder rein!

Entrückt, erhöht zum Glaubensbilde, schwebt
 Ob unsern Häupten nun das Licht der Krone,
 Bis unser Adel wieder aufgelebt,
 Sie neu herniedersteigt, der Treu zum Lohne.

War uns doch oft an lichten Tagen bang,
 Als hörten wir den Flügelschlag der Raben,
 Die niemals unsre Flur verlassen haben,
 Den alten, seelenlosen Rabensang. —



Johanna Scholz:

Kühe im Riesengebirge.

Heut birgt des Berges Nacht, was unser war,
 Den deutschen Tag verschattet ihr Gefieder.
 Uns bleibt der Traum, und Jahr um Jahr
 Fragt unser Weh: Wann kehrt das Licht uns wieder?

Doch seid getrost! Zu wem der Ew'ge spricht:
 „Du sollst, du darfst in Schwachheit und Verschulden
 Durch Not und Schmach in Glauben und Gedulden
 Dich aufwärts läutern“ — den verwarf er nicht!

Und unsre Schuld wird zehnfach überzahlt!
 So ward uns Leid und Schande zugemessen
 Vom Haß, der über unserm Elend prahlt —
 Gott wird es uns wie jenen nicht vergessen!

Geduld! Geduld! Der Herr der Welt hat Zeit.
 Hier gibt's der Proben würdigste bestehen:
 Nur dann, nur dann wird Deutschland untergehen,
 Wenn sich's nicht neu gebiert aus Schmerzeswehen,
 Wenn seine Seele stirbt! Harrt aus im Leid!

Eberhard König.



Die nicht zurück kamen.

Es schritt von Osten zum Westen schwer,
 In Gliedern zu Biermann gestaffelt,
 Ein ungezähltes Millionenheer,
 Einst lebend — zu Fuß und gesattelt.
 Doch heute, die Kugel, den Tod in der Brust,
 Verschwunden das Leben, die Freude, die Lust,
 Mit schweigendem Munde, in lautlosem Schritt,
 Die Offiziere in ihrer Mitt'. —

Stumm grüßend legt die knöcherne Hand
 An Feldmütze sich, an Helm und Band:
 „Ave, Caesar, morituri te salutant.“*

* „Sei begrüßt, Cäsar, die dem Tod Geweihten begrüßen Dich.“ Die letzte Begrüßung der Gladiatoren in Rom vor Beginn des Kampfes mit wilden Tieren.

Und aus den stürmischen Fluten steigt,
 Umbrauset von zischenden Wogen,
 Ein trotziges Heer, den Kopf jezt geneigt,
 Das einft über Meere gezogen;
 Von Mützen flattert ein schwarzes Band,
 Sie kommen weit her, ins Heimatland,
 Von Tropenländern und Riffen,
 Zerschmetterten Booten und Schiffen.

Stumm grüßend legt die knöcherne Hand
 An Schiffsmütze sich, ans silberne Band:
 „Ave, Caesar, morituri te salutant.“

Hoch aus den Lüften gelst Todeschrei
 In faufendem Fluge zur Erde.
 Mit Blitzeschnelle eilt alles herbei. —
 Vergessen ist Lebensbeschwerde. —
 Noch leuchtet die Sonne ins brechende Aug',
 O, fliehendes Leben, o faug', o faug'
 Die köstlichen, kurzen Minuten,
 Eh' rasch sie für immer verbluten. —

Stumm grüßend legt sich die knöcherne Hand
 An Fliegermütze, ans blutige Band:
 „Ave, Caesar, morituri te salutant.“

Weit hinter den Geistern — ein endloser Troß —
 Millionen in schwarzen Binden. —
 Es traf sie des Abschieds tödtlich Geschoß!!!

— — — — —
 Sie konnten es nimmer verwinden. —
 Die Lebensfreude versank in das Grab,
 Ihr täglich Gebet: „Herr, rufe mich ab!“ —
 Ergebensvoll schaun sie zum Lenker hinauf.

— — — — —
 „Erbarme Dich, Herr! Nimm in Gnaden sie auf!“
 — Morituri! —

Ignaz Paul Maase.



Heimatspoesie und Heimatsprosa.

Kulturhistorisches Bild.

Von I. Kania.

Heimatland, woher dein Blüh'n,
Deine Kraft und dein Gedeih'n? —
Deutsches Schaffen, deutsches Streben
Weden dich zum neuen Leben;
Deutschem Geist und deutschem Fleiß,
Ihn'n gebührt der Ruhm, der Preis!

Während die Gegenwart mit dem blutigen Ringen unserer Helden bisher alle unsere Sinne in Anspruch nahm und die Tat der Stunde die ganze Öffentlichkeit bewegt, wendet sich der Gedanke der dankbaren Empfänglichkeit nicht der Rückerinnerung und Würdigung des Friedenswerkes eines großen Mannes zu, wiewohl sein Lebenswerk die Wurzelsäfte und die Triebkräfte für den Triumph von heute und die Zukunft von morgen deutlich erkennen läßt, und starke Volkstümmlichkeit seinen Namen umkleidet. Und gewiß, das Schaffensfeld des Grafen Reden verdient gerade jetzt die ernsthafteste Würdigung. Ist doch das vaterländische Heldentum, das überall draußen an der ganzen Kriegsfront beobachtet wurde, mit einer Frucht von dem Acker, an dessen Bestellung der Graf hervorragend gearbeitet hatte. Oder ist es nicht die überlegene Leistungsfähigkeit insbesondere der deutschen Industrie, das deutsche Können und die deutsche Arbeitsfähigkeit, zu welcher Reden bekanntlich den ersten Grund gelegt hatte, die schier zum lähmenden Schrecken für unsere Gegner geworden ist und von der ganzen übrigen Welt bewundert und angestaunt wurde?

Daß wir in der Technik unsern Gegnern überlegen waren, haben diese in bitterer Erfahrung erkannt und es auch notgedrungen in ihrem Rufen nach Munition und Waffen bekannt. Zu dieser überwältigenden Arbeitskraft gehört aber nicht bloß Fleiß und Schweiß von Millionen werktätiger Hände, sondern auch die treffliche Leitung und tüchtige Einrichtung der Werkstätten. Die Tüchtigkeit unserer Ingenieure und die Geschicklichkeit unserer Techniker, die mit Nimmerrast an der Vervollkommnung unserer Maschinen arbeiten, sowie die entsprechende Ausbildung unserer Arbeiter, deren Schulung stetig und mit größtmöglicher Sorgfalt geübt wird, bilden eine wesentliche Grundlage für die Wehrfähigkeit Deutschlands. Der nimmer ruhende

technische Fortschritt hat sich nicht allein glänzend in der unübertrefflichen und verblüffenden Leistungsfähigkeit unserer Riesengeschütze, welchen nichts standzuhalten vermochte, offenbart, sondern ist auch gleich wunderbar in der tollkühnen Tüchtigkeit unserer Tauchboote und der glänzenden, selbst vom Feinde anerkannten Leistungsfähigkeit unserer Luftfahrzeuge, wie überhaupt in der ganzen vollkommenen Ausrüstung unserer Land- und Seemacht in die Erscheinung getreten. Und wenn unsere industriellen Betriebe nicht auf der Höhe stünden, es wäre uns nicht möglich gewesen, den ungeheuren Munitions-, Waffen- und sonstigen Kriegsmaterialbedarf zu decken, den unsere verbündeten Feinde selbst bei angestrengtester Inanspruchnahme fremder Hilfe und Aufwendung enormer Geldsummen nur mit Not und Mühe aufbrachten. Es wird auch am Ende des Krieges, in der Geschichte dieses Weltringens, der deutschen Kriegskunst wie der wunderbaren deutschen Technik gleich ehrend gedacht werden.

Nach diesen Ausführungen dürfte es angezeigt erscheinen, anläßlich des 100. Todestages des schlesischen Oberberghauptmanns und preußischen Ministers für das gesamte Berg- und Hüttenwesen, der sein großes Werk gerade in Oberschlesien begonnen hatte, welcher am 3. Juli 1915, inmitten der erzitternden Zeit des Weltringens, jährlich war und daher nur wenig Beachtung fand, nunmehr jetzt, am Ende der blutigen Tage, der verabsäumten Ehrenpflicht nachzukommen und seines Anteiles an der Schaffung der Großmacht unserer Industrie, zum mindesten in den Hauptzügen, näher zu gedenken.

In der Stille der lauschigen Parkanlagen auf der Höhe des Redenberges bei Königshütte erhebt sich das überlebensgroße Bronze-standbild des Grafen Friedrich Wilhelm von Reden im Bergmannskleide, jenes klugen und weitblickenden Ministers König Friedrich Wilhelms II., welcher den ersten Grund zur heutigen Größe der oberschlesischen Montanindustrie gelegt hatte, durch welche Oberschlesien eine Goldquelle für seine arbeitsame Bevölkerung und eine Pflanzstätte deutschen Geistes und deutscher Gesittung, ein Juwel in der deutschen Reichskrone geworden ist. Stolz, reckenhaft steht der bedeutendste deutsche Bergmann da, den Fuß auf Schlesiens Marmor gestemmt, seine großen Pläne in der linken Hand, seine rechte auf eine Keilhau, des Bergmanns Wahrzeichen, gestützt, den klaren Blick nach seinen Schöpfungen, der Königsgrube und der Königshütte gerichtet, deren rauchendes und fauchendes Schlotenmeer einen Aufschwung von lebensfrischem Orange verkündet.

Graf Reden, 1752 zu Hameln in Hannover geboren, hat 27 Jahre lang, von 1779 bis 1806, zunächst als Oberberghauptmann den schlesischen Bergwerken und Hütten, schließlich aber als Minister dem gesamten preußischen Berg- und Hüttenwesen vorgestanden.

Seine Erstlingswerke sind die Friedrichsgrube und die Friedrichshütte bei Tarnowitz. Auf Redens Rat hatte nämlich Friedrich der Große an Stelle der erzarmen Bleierzgruben bei Silberberg, die schon seit 1754 außer Betrieb waren, die Bleierzgewinnung bei Tarnowitz eröffnet, um das Geld, das für dieses notwendige Metall von der Armeeverwaltung ins Ausland floß, dem Lande zu erhalten. Die Ausbeute gestaltete sich schon in den ersten Jahren so lohnend, daß man sich entschloß, dem Bergwerk auch eine Schmelzhütte anzufügen.

Auf der Friedrichsgrube stellten sich später unterirdische Wasser ein, die den Betrieb störten. Man wandte zu ihrer Bekämpfung die sogenannten Roßkünste an, d. h. durch Roßkraft in Bewegung gesetzte Göpel- oder Pumpwerke. Doch Reden, der auf seinen Studienreisen in England die Dampfmaschine kennen gelernt und ihre reiche Verwendbarkeit erkannt hatte, wußte es durchzusetzen, daß eine solche „Feuermaschine“ zur kräftigeren Bekämpfung der Wasser in England bestellt und hier aufgestellt wurde. Und als bald darauf auch diese nicht ausreichte, wurden noch andere Dampfmaschinen aufgestellt, die auf Veranlassung Redens aber auf dem Eisenwerke Malapane durch Holzhausen gebaut wurden, den er auf einer Reise nach dem Harz als einen für seine großen Pläne besonders geeigneten Mann erkannte und nach Oberschlesien zu kommen bewogen hatte, wo er ihn auf dem genannten Werke als ersten deutschen Maschinenbaumeister anstellte.

Die Malapaner Werke wurden schon 1763 begonnen. Hier wurden 1783 die ersten eisernen Geschütze in Oberschlesien vollendet und 1785 die erste Bohr- und Drehmühle angelegt. So wurde Malapane zu einer der ersten deutschen Maschinenbauanstalten, die damals auch über die deutsche Grenze hinaus Interesse erregte.

Der sich immer mehr steigende Bedarf an „Feuermaschinen“ führte 1806 zu dem Entschluß, auch auf der Gleiwitzer Hütte ein Bohr- und Drehwerk anzulegen und es schließlich auch zu einer Maschinenfabrik auszubauen, deren Leitung ebenfalls Holzhausen, der gleichzeitig die Aufsicht über sämtliche Dampfmaschinen der ganzen ober-schlesischen Berg- und Hüttenwerke und des Waldenburger Kohlenreviers ausübte, übertragen wurde. Holzhausen, dem vom Könige als ehrende Auszeichnung der Titel Maschinendirektor verliehen wurde, kann in mehr als

einer Beziehung als der Lehrmeister des deutschen Dampfmaschinenbaues angesehen werden, denn auch die ersten Dampfmaschinen des Rheinlandes und Westfalens sind aus Oberschlesien hervorgegangen.

Zu gleicher Zeit, als die erste Dampfmaschine in Oberschlesien ihre Glieder in Bewegung setzte, wurde auch im Eisenhüttenwesen eine Neuerung eingeführt, die die ganze Eisengewinnung in neue Bahnen zu lenken bestimmt war. Am 21. September 1796 wurde auf Betreiben Redens, dem auch eine reichere Steinkohlenverwendung am Herzen lag, in Gleiwitz der erste Kokshochofen auf dem europäischen Festlande in Betrieb gesetzt. Und bald folgten diesem drei weitere in Königshütte, nachdem daselbst 1800 ein Hochofenwerk eröffnet worden war. Die Pläne hatte Johann Friedrich Wedding, der mit Reden einigemal in England gewesen ist und sich um die Entwicklung des deutschen Eisenhüttenwesens besondere Verdienste erworben hatte, fertiggestellt.

Dank der unermüdllichen Arbeit Redens wuchs sich Oberschlesien damals zu einer Lehrstätte für die deutsche Technik aus. Für jeden Fachmann war in Oberschlesien stets Neues und Interessantes zu sehen und viel zu lernen. Und so wurde der gute Grund gelegt, auf dem die Groß- oder Schwerindustrie sich in der Folge hier zu einer Großmacht entwickelt hat.

Es gab einmal in der Geschichte Preußens eine Zeit, wo Oberschlesien die Rüstkammer der preussischen Armee war. Hätte Napoleon I. es schon im Jahre 1807 gewußt, daß die Königlichen Hütten in Gleiwitz und Malapana allmählich bis 1813 255 Geschütze mit den nötigen Kugeln liefern würden, mit denen man ihn aus Deutschland und sogar aus Europa hinaustreiben sollte, so hätte er trotz des tapferen Widerstandes des Reiteroffiziers von Gözen in Oberschlesien dieses nicht an Preußen gegeben.

Der durch Reden in der deutschen Eisenindustrie entfachte Fortschritt wurde durch die Begründung des deutschen Reiches und den damit anhebenden allgemeinen Umschwung gefestigt. Ganz in der Stille hatte jetzt die deutsche Industrie in der Eisenverfeinerung und in der Technik eine Vollkommenheit erreicht, die wohl kaum übertroffen werden kann. Heute wird kein Kriegsschiff mehr gebaut, zu dem West- und Ostdeutschlands Industrie nicht die wichtigsten Bestandteile lieferte. Aber nicht nur für die Marine, sondern auch für die ganze Armee arbeitet die deutsche Industrie in ausgedehntem Maße, wie wir das in der Gegenwart genugsam erfahren haben.

Außer der Blei- und Eisenerzförderung wandte der eifrige schlesische Oberberghauptmann auch sein Interesse der Gewinnung von Zink aus Galmei und Blende. Auf seinen Vorschlag hin wurde in Scharlen der erste Ofen zum Rösten des Zinkerzes mit Steinkohlen nach englischem Muster angelegt.

Sein Hauptbestreben aber war, den schier unererschöpflichen Schatz Oberschlesiens, die gewaltigen Steinkohlenlager, zu heben und nutzbar zu machen. Die erste Dampfmaschine wurde mit Holz geheizt. Da diese Art Heizung jedoch wenig zuverlässig war, so griff man zu dem 1750 bei Kuda neuentdeckten Brennstoffe, der Steinkohle, und die Steinkohlenheizung bewährte sich vorzüglich.

Nur auf den Privatabsatz der Steinkohlen wirkte der große Holzreichtum Oberschlesiens anfangs sehr hemmend. Keden war aber ein Mann, der einem einmal gesteckten Ziele mit aller Kraft zustrebte. Und in der That gelang es ihm auch, durch umsichtige Maßnahmen alle Schwierigkeiten zu überwinden. Keden gewährte jedem Besitzer, der einen neuen Kalk- oder Ziegelofen mit Steinkohlenfeuerung einrichtete, nicht nur Prämiengelder, sondern auch eine Zeitlang freie Kohle, sogar freie Anfuhr. Und dieselbe Vergünstigung erhielt auch jeder andere größere Gewerbetreibende, wenn er in seinem Betriebe die Kohlenheizung einführte.

Um das Vorurteil, die Steinkohlenheizung sei für die Gesundheit nachtheilig, zu widerlegen, ließ er alle Wohnungen seines Schlosses zu Buchwald mit Steinkohlenheizung versehen. Er verbreitete auch Zeichnungen und Beschreibungen von Öfen, die für Kohlenheizung berechnet waren. So gelang es ihm nach und nach, die Bevölkerung für die Verwendung der Steinkohle zu gewinnen. Und so legte Graf Keden im Jahre 1791 eine Grube bei Chorzow, die Königsgrube, und 1798 bei Zabrze die Königin Luise-Grube an.

Der unglückliche Krieg von 1806 und 1807 brachte es mit sich, daß die Staatsausgaben beschränkt und daher auch mehrere Staatsdiener außer Stellung gesetzt werden mußten. Auch Keden erhielt seine Entlassung. Es heißt aber auch, daß Keden auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, der den Grafen ebenso wie den Freiherrn von Stein haßte, gehen mußte. Er nahm seinen Aufenthalt in Buchwald im Hirschberger Kreise. Auch in der schweren Zeit leistete Graf Keden seinem Könige treue Dienste durch Anhänglichkeit, weise Ratschläge, materielle Opfer und unverzagten Mut und suchte so auch seinerseits soviel als möglich zur Wiederaufrichtung des von Napoleon niedergeworfenen Staates beizutragen.

Im Jahre 1812 erkrankte er an einem alten Lungenleiden. Und obwohl schwer leidend, nahm er an der Bewegung von 1813 und 1814 doch weiter lebhaften Anteil, und die Siege Blüchers und Wellingtons erfreuten ihn außerordentlich. Leider war dies seine letzte Freude. Er starb am 3. Juli 1815 und wurde in der Abtei zu Buchwald beigesetzt.

Für seine Verdienste auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens, die ihm mit Recht den Beinamen „Der größte deutsche Berg- und Hüttenmann“ einbrachten, sowie als Begründer und Förderer der Kulturentwicklung Oberschlesiens, wurde Keden von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben.

Wie aufrichtig sein Tod von den Bewohnern seiner Güter, denen er viel Gutes erwiesen hatte, und von den schlesischen Bergleuten, die ihn, der sie so häufig bei ihrer Arbeit besuchte und sich mit ihnen aufs freundlichste unterhielt, liebten, betrauert wurde, das offenbarte sich durch das immer wiederholte liebevolle Andenken an den Menschenfreund. Lange Zeit hörte man diese oftmals ausrufen: „Als unser seliger Herr Graf noch lebte“, oder „Wenn das unser alter guter Graf sähe“, oder „Das hat der beste Bergmann, unser guter Berghauptmann, gesagt“.

Seine Gattin aber, die ihn auf seinen Reisen begleitete, schreibt über seine Tätigkeit in einem hinterlassenen Briefe aus Kreuzburgerhütte: „Kedens Fürsorge erstreckte sich auf das Größte wie auf das Kleinste; nirgends verließ er sich auf die Berichte der Beamten, sondern sah selbst nach, belehrte, ermunterte und tadelte, wo es nötig war. Besonders sorgte er auch für die Ausbildung junger Männer; er gewährte ihnen Unterstützung, sah ihre Arbeiten durch und überzeugte sich von Fleiß und Fortschritten; wenn er auf den Hüttenwerken war, so mußten sie ihn begleiten und den Beratungen beiwohnen. Aus diesen jungen Männern gingen tüchtige Beamte hervor. Als Keden vor 22 Jahren in preußische Dienste trat, war die Gegend an der Kreuzburgerhütte nichts als wüstes Sumpfland. Er entdeckte Minen und setzte andere von neuem in Betrieb, er baute Hüttenwerke und gründete Kolonien und bevölkerte sie mit ehrlichen deutschen Leuten und jetzt atmet alles in diesem Umkreis von 20 Meilen Glück und Wohlstand. Mein Mann wird wie ein Vater von allen verehrt und geliebt; wenn er ankommt, umgeben sie ihn mit Tränen des Dankes und der Freude und Keden dankt Gott, daß er Gutes tun konnte. Hier, wo jährlich kaum 100 Taler ausgegeben wurden,

beträgt der Umsatz jetzt über 100000 Taler, und das alles ist die Frucht eines schöpferischen und wohlthätigen Geistes.“

Die fürsorgliche Mutter, die Industrie,
In Oberschlesien gedeihe und blüh;
Es rauche das Kohl, es glühe das Erz,
Erfreue den Knappen, des Werkmannes Herz.

Damit wäre an der Hand des Lebensbildes Redens in weitläufigen Zügen ein Bild vom Aufschwunge der Industrie Oberschlesiens gezeichnet. Im nachstehenden aber soll an einem Bilde im engeren Rahmen insbesondere seine wirtschaftliche Hebung durch die Industrie näher beleuchtet werden.

Schlesiens Geschichte reicht etwa bis zum Jahre 1000. Was darüber hinausgeht, beruht auf Vermutungen. Um jene Zeit nun war das Licht des christlichen Glaubens den Polen ausgegangen, und das hatte diese mit den Deutschen, welche sich schon früher zum Christentume bekannten, in engere Fühlung gebracht. Dadurch ward der Weg zum friedlichen Vordringen des Deutschtums nach Osten geöffnet. Und während die Ordensritter unter dem Kreuze im Norden im harten Kampfe um Deutschlands Zukunft stritten, hielt das Deutschtum in Schlesien mit der Art in der friedlichen Hand des Waldarbeiters und der Pflugchar und dem Hammer in der Hand des fleißigen Landmannes und des betriebsamen Handwerkers siegreichen Einzug. Mit Anerkennung und hoher Befriedigung gedenkt dieser geschichtlichen Tatsache Dr. Partsch mit den Worten: „Auf keinen seiner Waffengänge kann das deutsche Volk stolzer sein, als auf diesen Triumph der friedlichen Arbeit freier Männer.“ Gustav Frentag, einer der besten Söhne des Schlesierlandes, aber sagt: „Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis des Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen.“

Man nennt Schlesien ein deutsches Kolonialland. Und das mit Recht. Es ist einmal nicht abzuleugnen, daß die Ansiedlung im wahren Sinne des Wortes und die Kultivierung Schlesiens ein deutsches Werk ist. Besteht doch die deutsche Kolonisation hier schon Jahrhunderte lang und hält auch noch heute an. Immer und immer strömen auch heute noch deutsche Zuzügler und Auswanderer aus West- und Süddeutschland nach Schlesien, insbesondere Oberschlesien, wo sie als bewährte Pioniere auf den verschiedenen neuererschlossenen Gebieten des Gewerbes und der Industrie sich auch weiter erweisen.

Nun noch einiges mehr zur wirtschaftlichen Hebung Oberschlesiens. — Die arme Bevölkerung unserer Heimat, des äußersten Ostwinkels des vielgeschmähten Oberschlesien, bewohnte noch zur Zeit Friedrich des Großen elende Lehmhütten, mit Stroh gedeckt, wie man sie heute noch drüben im benachbarten Rußland und Galizien vorfindet, und ernährte sich kümmerlich von dem kargen Ertrage der kleinen und nur wenig fruchtbaren Ackerseldmarken. Das wenige Vieh, ein kleines Pferd und eine unansehnliche, magere Kuh, für gewöhnlich der ganze Stolz eines Bauern, wurde in dem nahen Walde gehütet und mußte sich der Hauptsache nach mit dieser nichts weniger als kraftvollen Nahrung begnügen. Kein Wunder auch, daß der schwache Gaul nicht imstande war, den Boden durchgreifend durchzuarbeiten, und die elende Kuh, die noch mit am Pfluge abgemartert wurde, einen nur kläglichen Ertrag an Milch und Butter erbrachte. Die Ernte fiel gewöhnlich recht dürftig aus. Selbst zu Beginn des 19. Jahrhunderts dürste der Kulturfortschritt des übrigen Deutschland den obereschlesischen Bauer, den Abkömmling der Chrobaten, noch wenig berührt haben. Für Neuerungen war er schwer zu haben. Und hatte der Bauer nur für den Winter seine Kartoffeln, so war er damit bei Milch und Kraut schon zufrieden. Gewiß eine bewundernswerte Genügsamkeit! Jede schlechte Ernte aber brachte hier Verhältnisse hervor, die man sonst mit „Hungersnot“ bezeichnet. Den jetzt Lebenden ist in dieser Beziehung nur noch das unglückliche Jahr 1847 mit seinem obereschlesischen Hungertyphus in Erinnerung. Geht man aber in der Geschichte weiter zurück, so findet man schon in den Amtsblättern des alten Kreises Beuthen, daß der Hungertyphus ein regelmäßiger Gast in unserer Gegend war.

Nun mit dem Einzuge und der Ausgestaltung der Industrie hatte dieses Elend ein Ende. Der Landbau und die Viehzucht sind jetzt auf ein Minimum herabgesunken. An der Stelle der wenigen, elenden Holzhütten erheben sich in endlosen Reihen massige Ziegelrohbauten, welche von Tausenden von Arbeitern bewohnt werden. Der kleine Bauer von früher hat sein Anwesen, das ihm nur ein kärgliches Brot gespendet, unter günstigen Verhältnissen an die Industriegesellschaft verkauft, hat vielleicht die Gegend verlassen und sich in einer anderen, ertragreicheren, unter günstigeren landwirtschaftlichen Verhältnissen, ein neues Heim gegründet, oder hat den Pflug mit der Keilhau oder dem Schürhaken vertauscht. Und ist er ein nüchterner und fleißiger Arbeiter geworden, der die Arbeit als ein notwendiges

Gebot ansieht und den verdienten Groschen zu schätzen weiß, so hat er sein regelmäßiges, anständiges Auskommen, er ist glücklich und mit seinem Lose zufrieden. Aber auch seine Kinder sind glücklich, wenn sie seinem Beispiele folgen.

So hat sich das Leben des kleinen Bauern gestaltet. Nicht so leicht und schnell hatte sich aber der besser situierte Bauer mit dem neuauftretenden Geiste, den die Industrie wachgerufen, befreundet. Als letztere ihre segensreiche Tätigkeit so recht zur Entfaltung brachte und von allen Seiten Geschäftsleute und Gewerbetreibende herbeigeströmt kamen, da wurde es ihm vor dem wunderbaren Treiben unheimlich zumute. Der großartige Aufschwung des Verkehrs wirkte beängstigend auf ihn und ein gewisses Miß- und Unbehagen erfaßte ihn. Jeden Fortschritt, der ihn in seiner idyllischen, altgewohnten Ruhe störte, bekämpfte er mit blindem Haß und starrem Trotz. Mit zäher Hartnäckigkeit hielt er fest an dem Altgewohnten und Alterlebten, und nichts war imstande, ihn zu bewegen, auch nur um Haaresbreite davon abzuweichen. Erst als er sah, wie mit einem Male sein Grundbesitz den doppelten, drei-, ja zehnfachen Wert annahm und er so über Nacht zu einem reichem Manne geworden ist, da vermochte sein frostiges Wesen den auch ihn mild und warm treffenden Strahlen der Lebenssonne des neuankommenden Frühlingmorgens der Industrie, jener gewaltigen, nimmer rastenden Macht, welche die ober-schlesische Heimat in ein Gebiet reichsten Gewerbefleißes umgewandelt, zur Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und zum Träger deutscher Bildung gemacht, nicht länger zu widerstehen.

Das rapide Anwachsen der Bevölkerung und der reiche Geschäftsverkehr machten es, daß seine Felderzeugnisse begehrter wurden und im Preise stiegen. Sie erbrachten ihm jetzt einen ungleich höheren Gewinn, als früher. Das reizte ihn, setzte ihn aber auch in den Stand, letzteren durch intensivere Kultur, durch besseres und vermehrtes Viehmaterial und reichere Düngung noch zu steigern. So gelangte er zu einem gewissen Wohlstande, der ihn nicht mehr schüchtern und ängstlich in die Welt blicken ließ, in ihm vielmehr jetzt das Verlangen nach noch mehr weckte und seinem Geschäfts- und Spekulationsgeiste immer neue Nahrung gab.

In den Wintermonaten, wo die Landwirtschaft so gut wie ruht, hielt er es jetzt nicht mehr aus, tagelang mit der Tabakspfeife im Munde langausgestreckt auf der Ofenbank zu liegen. Er hatte ja ein leistungsfähiges Gespann oder gar zwei, und die Industrie bot

soviel Gelegenheit zur Vekturanz und verschiedenen anderen Gespann-
diensten. Er nutzte diese Gelegenheit fleißig aus und verdiente sich
ein schönes Stück Geld. Er hatte auch den Wert der Erbschätze, die
im Schoße seiner ausgedehnten Feldmarken ruhten, erkannt. Bald
erhoben sich auf denselben Feldziegeleien, Sandgruben wurden auf-
gedeckt, und allenthalben in Feld und Au entwickelte sich ein ge-
schäftiges Treiben. Der Landbau und die Viehzucht wurden eingestellt.
Eine ungeahnte Baulust wurde rege und die der Industriegegend
eigentümlichen Rohbauten schossen jetzt wie Pilze aus dem Boden
hervor. Die Feldmarken wurden in Bauplätze umgewandelt und im
Au reiheten sich Straße an Straße. Das ärmliche Landidyll und mit
ihm der menschenscheue, trübe dreinschauende und vergräunte polnische
Bauer sind verschwunden. Aus den Trümmern des Elends und der
Sorge ist ein neuer Geist, ein Geist voll Lebenslust, stark und mächtig
erstanden. Die durch den Frost des Kulturstillstandes bestehende
völlige Erstarrung des volkswirtschaftlichen Lebens ist behoben; das
Dunkel der Nacht der Lebenssorge, welche beängstigend auf der ganzen
Gegend lastete, hat sich gelichtet, und der böse Geist der bitteren
Armut, der hier seine Schreckensherrschaft aufgeschlagen hatte, mußte
weichen. Jede Spur jener Herrschaft ist verschwunden und im schönsten
Glanze erstrahlt die Sonne des Kulturfortschritts. Es regt und hebt
sich allenthalben. Alles atmet frisches, neues Leben. Tausend fleißige
Hände, im munteren Verein, schaffen und weben, und das Streben
kennt kein Ende. —

Nirgends Stillstand, nirgends Rückgang, überall Fortschritt,
Gedeihen und Blühen! — Wenn wir am Schlusse dieser Betrachtung
auf die Kulturgeschichte unserer Heimatprovinz in ihrer Entwicklung
noch einen Rückblick werfen, so müssen wir der Wahrheit die Ehre
geben: Daß der gewaltige und ungeahnte Fortschritt, der sich auf allen
Gebieten in Volksbildung, in Handel und Verkehr, in Ackerbau und
Viehzucht, in Gewerbe, Industrie und Bergbau, in Kunst und Wissen-
schaft kundgibt, einzig deutscher Kraft und deutschem Fleiße unter
der machtvollen und weisen Regierung deutscher Fürsten zu danken ist.

Und wie die Kulturgeschichte Mittel- und Niederschlesiens, so ist
auch die Oberschlesiens eine rein deutsche. Es ist die Geschichte seiner
Industrie, die von Deutschen ins Leben gerufen, gepflegt und auf die
heutige Höhe gebracht wurde. Deutschgesinnte Fürsten zogen deutsche
Berg- und Hüttenleute nach Oberschlesien, erbauten deutsche Klöster,
deutsche Dörfer und deutsche Städte. Und als im 14. Jahrhundert

der Bergbau in Oberschlesien durch die Ungunst der natürlichen Verhältnisse erloschen war, da war es ein Hohenzoller, Markgraf Georg, der ihn von neuem ins Leben rief. Und ein Hohenzoller, Friedrich der Große, war es wiederum, welcher der oberschlesischen Bergwerks- und Hüttenindustrie das Fundament schuf, auf dem sie sich zu der Blüte entwickelte, deren sie sich heute rühmen kann. So erklärt es sich, daß überall, wohin wir in Oberschlesien blicken, sowohl in den Zeugen der Gegenwart, wie in denen der Vergangenheit, deutsche Arbeit und deutsche Kultur erblicken. Und zweifellos: Auch das fernere Gedeihen und Blühen Oberschlesiens liegt einzig in dem weiteren schöpferischen Fortwirken desselben Geistes, der auf dem wiedereroberten Boden des alten Vandalenreiches neues Leben weckte. Darum Oberschlesier: Gedenke allzeit dankbaren Gefühls, daß du ein Deutscher bist! —

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
 Der deutschen Bildung reichen Segen
 Mit Liebe sollst du allzeit hegen.
 Pfleg' deutsche Einheit, laß allen Zwist,
 Gedenk', daß du ein Deutscher bist!

Halt' fest zum deutschen Vaterland!
 Für deutsche Treue, deutsche Sitten
 Sei allzeit männiglich gestritten.
 Mit glüh'ndem Herzen und fester Hand
 Steh' ein fürs deutsche Vaterland!

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
 Vor allem gilt's in unsern Tagen
 Mit echtem, deutschen Mut zu schlagen,
 Des Feindes Tücke, Macht und List —
 Gedenk', daß du ein Deutscher bist!





Villa Dr. Leonhard.

Novelle von Wilhelm Wirbikyn.



„New York, den 24. Juni 1910.

Liebe Schwester!

In Deinen letzten Briefen hast Du mir noch immer nicht eine bestimmte Antwort zuteil werden lassen. Du zögerst, Du machst verschiedene Gründe geltend, die die Erfüllung meines Wunsches unmöglich erscheinen lassen. Ganz abschlagen kannst Du meine Bitte auch nicht, zumal Du mir bei meinem letzten Dortsein das feste Versprechen gegeben hast, Helene einmal über den großen Teich reisen zu lassen, sobald sie neunzehn Jahre alt geworden ist.

Ich weiß, die Mutterliebe wird schwere Opfer bringen müssen. Doch es ist ja nicht für immer. Drei Jahre nur soll Helene bei mir bleiben. Bedenk, wie einsam ich mich fühle, seitdem meine liebe Frau gestorben ist! Niemand ist da, der mich erheitern könnte. Helene ist ja einverstanden. Sie ist ein kluges Mädchen, Du brauchst ihretwegen nichts zu fürchten.

Helenens Mühe werde ich reichlich belohnen. Alt bin ich. Mein großes Vermögen habe ich keinem Kinde zu hinterlassen. Deiner einzigen Tochter, liebe Schwester, soll das, was ich in jungen Jahren mühsam erworben habe, gehören, wenn sie das Opfer bringt und zu mir nach Amerika kommt.

Daß die Reise ohne jeden Zwischenfall vor sich geht, dafür habe ich Sorge getragen. Am 15. Juli geht von London der Dampfer ab, der sie nach New York bringen soll. In London wohnt eine bekannte Dame, deren genaue Adresse ich auf einer Karte hier beifüge. Diese Dame fährt an demselben Tage dieselbe Richtung. An sie soll sich Helene wenden. Die Hinreise wird ihr dann keine Schwierigkeiten bereiten. Wenn Du willst, kannst Du Helene bis London begleiten.

Schreibe sofort Antwort! Mir wird es nicht mehr möglich sein zu erwidern. Und so bleibt es, was die Reise anbetrifft, bei dem, was ich vorhin gesagt habe.

Grüße mir herzlichst Deinen lieben Gatten, Deine liebe Tochter! Dir aber, liebe Schwester, sage ich meinen herzlichsten Dank, wenn Du meinen letzten Lebenswunsch erfüllst.

Dein Dich innig grüßender Bruder Fritz.“

Dieser Brief war es, der seit einer Woche das ganze Haus des Sanitätsrates Dr. Leonhard in Aufregung hielt. Der Vater hatte sich bereits ergeben. Reichlich hatte er erwogen, was für und gegen einen dreijährigen Aufenthalt seiner Tochter in dem weiten, fremden Erdteil sprach. Er stimmte schließlich zu, nachdem er erfahren hatte, daß seine Tochter sich mit einer Reise nach Amerika einverstanden erklärte.

„Viel Gefahren, liebes Kind, werden dir entgentreten. In Amerika ist schon manches Glück gegründet und auch vernichtet worden. Am liebsten hielt ich dich zurück. Doch vertraue ich auf deinen guten Kern. Denk immer an deinen Vater, an deine Mutter, die in Gedanken Tag und Nacht bei dir sein werden! Schnell wird dann die Stunde da sein, da wir uns wiedersehen. Dein Onkel will dich mit irdischen Reichtümern überschütten, die ich dir nicht geben kann. Das ist es, was in mir den Entschluß reisen ließ, dich ziehen zu lassen. Bist du jedoch anderer Meinung, fürchtest du das weite Meer, glaubst du den Gefahren, die dir in der weiten Welt entgentreten, nicht gewachsen zu sein, dann bleibe hier mein Kind! Dein Vater treibt dich nicht hinaus!“ So sprach Dr. Leonhard zu seiner Tochter, so oft ihm sein Beruf Zeit ließ, mit ihr zusammen zu kommen.

Wohl war es ihm nicht ums Herz, wengleich er sich nach Kräften mühte, das Unvermeidliche mit Fassung zu tragen. Überhaupt, wenn er sah, wie niedergedrückt, fassungslos sein Weib einherging!

Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard schien das Herz zu brechen, als sie vernahm, daß der Vater seine Einwilligung gegeben hatte.

„Helene, mein einziges Kind, willst du deiner Mutter das Leben verkürzen? Helene, glaub es mir, du wirst deine Mutter nicht mehr wiedersehen!“

Der Tochter standen die Tränen in den Augen. Sie fühlte, wie ihre Mutter litt. Nahe war sie daran, ihre Zusage zurückzuziehen. Aber doch wollte sie nicht wortbrüchig werden.

„Helene, Kind, welcher unseliger Gedanke hat dich getrieben, dem Onkel zu schreiben, du kämest nach Amerika?“

„Mutter, ich dachte mir, als der Brief ankam, die Sache nicht so schlimm. Die jungen Männer gehen ja auch in die Welt. Georg Winkler ist voriges Jahr nach Japan gereist. Warum soll ein junges Mädchen nicht auch einmal Amerika sehen?“ Die Tochter raffte sich zusammen, versuchte der Mutter den Kummer zu lindern. Doch diese hatte auf ihre Entgegnung hin nur ein Kopfschütteln.

„Helene, ich werde vor Bangigkeit sterben!“

„Aber Mutter, vielleicht läßt sich aus drei Jahren eine kürzere Zeit machen! Wenn ich drüben bin, werde ich Onkel Fritz schön bitten, er solle mich nicht so lange halten.“

Alle Beschwichtigungen seitens der Tochter halfen nichts. Frau Dr. Leonhard war untröstlich.

Der fünfzehnte Juli war nicht mehr fern. Helene Leonhard lief eifrig in die Stadt, um das nötige Reisezeug zu beschaffen. Drei riesige Koffer füllten sich mit allerlei Notwendigem und auch Nebensächlichem. Viele Kleinigkeiten, die in Helenens Elternhause manchen Tag unbeachtet dalagen, gewannen an Wert. Sie sollten den vorübergehenden Verlust der teuren Heimat, des elterlichen Hauses nicht so schwer erscheinen lassen. —

Frau Dr. Leonhard sah allem zu. Doch konnte sie keinen Finger rühren. Wie gelähmt stand sie da.

„Helene, du fährst nicht! Laß das Schnüren! Ich laß dich nicht, und wenn man dir dort den Himmel gibt!“ rief sie, als der Rollwagen einen Tag vor der Abreise vorgefahren kam.

Mit fragenden Augen sah die Tochter die Mutter an. „So kann ich, Mutter, nicht von dir gehen. Dich töten, dein Herz brechen, — eine gute Tochter bringt es nicht fertig. Wenn du wirklich glaubst, die zeitweise Trennung nicht überstehen zu können, dann bleibe ich hier!“

„Helene, Helene!“

Frau Dr. Leonhard fiel ihrer Tochter um den Hals und schien vor Überglückseligkeit zu wanken.

„Helene, ich wußte es, du kannst mir das nicht antun. Wie kannst du dich, Kind, von einer Mutter trennen, die dich als das größte Glück, das ihr der Himmel schenkte, betrachtet und immer betrachten wird!“

Innig umschlungen hielt die Mutter ihre Tochter. Lange dauerte es, ehe sie sich trennte, um die Treppen hinunter auf die Straße zu gehen und dem Kutscher zu melden, daß man von einer Abreise Abstand genommen hätte.

In den Straßen der Großstadt Breslau rollt langsam ein breiter Wagen dahin. Er ist leer. Der Kutscher auf dem hohen Boocke schimpft bald laut, bald leise und kaut an einem Zigarrenstummel, der nahe am Verlöschen ist.

„Es ist eine traurige Geschichte, jetzt in den Ferien, da alles an der See oder im Gebirge sitzt, bei der Paketfahrgesellschaft Kutscher zu sein. Und verpufft noch eins! Muß mir das Trinkgeld vom Sanitätsrat heut noch an der Nase vorbeigehen. Eine Mark wär auch gut gewesen. Na, vorbei ist vorbei! Trinkst mal heut einen einfachen Ingwer! Brrr — brrr —“

Am Ende der langen Kaiserstraße vor der Großdestillation von Krakauer & Cie. hält er plötzlich. Hier vorbei muß er jeden Tag, wenn er zu den Ställen und Wagenremisen der Gesellschaft will. Zu tun ist heut nichts mehr. Ein halbes Stündchen kann er sich stärken. Ärgerlich spannt er die Pferde aus, versetzt er dem links stehenden Gaul einen derben Schlag, wie wenn dieser an dem schlechten Geschäfte schuld wäre.

Eben wendet er sich zum Gehen, schon hat er die Klinke der großen Tür in der Hand, da kommt ein Diensthote gelaufen.

„Herr Kutscher, Sie sollen sofort zu Sanitätsrats kommen!“

Der Angeredete glaubt seinen Ohren nicht und will sich nicht abhalten lassen.

„Herr Kutscher — Herr Kutscher —“

Lauter ruft das Mädchen. Da wendet sich der Gerufene um und macht große Augen.

„Ja, es stimmt, das Fräulein reist jetzt wirklich nach Amerika!“

„Was? Wie? Ich war doch schon einmal dort, Jungfer!“

„Nu ja, da wollt' sie nicht und jetzt will sie wieder.“

„Und wenn ich komme da will sie wieder nicht. Jungfer, haltet Euren Burschen zum besten! Ich komme nicht.“

Katlos stand das Dienstmädchen da.

„Zweimal fahren, ohne Trinkgeld — das kann ich nicht.“

„Trinkgeld kriegt Ihr bestimmt. Zwei Mark hat der Herr Sanitätsrat gegeben. Wenn Ihr kommt, kriegt Ihr sie.“

„Zwei Mark!“ Der Kutscher ist übergelukkig. „Da mag die ganze Stadt nach Amerika zieh'n! Komm, Brauner, komm.“

Sanft streichelt er den Gaul, den er vorher geschlagen, und wie der Wind ist er am Bock.

„Wollt Ihr mit, Jungfer?“

„Na ja, ich muß schnell zurück!“

„Das ist ja der schönste Tag in meinem Leben! Ich wünsche dem gnädigen Fräulein eine glückliche Reise. Hört Ihr's, Jungfer! Und sagt ihr, ich habe mich sehr gefreut, daß sie nach Amerika macht.“

Wie ein Sonnenstrahl durch schwarze Gewitterwolken blitzschnell dringt und blitzschnell wieder verschwindet, so war auch die Freude der Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard blitzschnell gekommen und blitzschnell wieder gegangen. Sanitätsrat Dr. Leonhard saß, als der Rollwagen zum erstenmale vor seinem Hause hielt, in seinem Arbeitszimmer. Vom Fenster aus verfolgte er alles, was vorging. Er sah seine Frau unten beim Kutscher stehen; er sah den Kutscher ohne Gepäck wieder davonsfahren. Sein Assistenzarzt stand neben ihm.

Eine lange Unterredung hatte er mit diesem gehabt. Der junge Arzt war seit einem Jahre im Hause des Sanitätsrats tätig. Er hatte sich mit der Familie Dr. Leonhard in dieser Zeit stark befreundet. Er wußte die ganzen Familienangelegenheiten dieses Hauses, in die einzublicken man ihm reichlich Gelegenheit gegeben hatte, zumal er sich ernstlich um Helenens Hand bemühte.

Der junge Mann war sehr dafür, daß die einzige Tochter seines Chefs für einige Zeit in die neue Welt zu ihrem Onkel reiste. Lange Stunden hatte er darüber mit ihr gesprochen.

„Helene, du bist arm, ich bin arm. Wenn ich fleißig bin, kann ich mich ja durchringen. Ärzte hat es aber heutzutage soviele. Auf jedem einsamen Dorfe sitzt einer. Da halte ich es für äußerst vernünftig, wenn du dieses kleine Opfer bringst. Dein Onkel verschenkt das viele Geld schließlich anderen. Reise ab! Ich bleibe dir treu. Wenn du zurückkommst, heiraten wir.“

Helene hatte nichts Gegenteiliges einzuwenden.

„Liebster, wenn du es willst, tu ich es. Ich reise.“

Die Liebe zum Zukünftigen hatte sie mutig gemacht. Und so brachte sie es auch fertig, wiederholte Male den Bitten und Einwendungen ihrer Mutter Widerstand zu leisten. Doch als sie sah, daß ihre Mühe vergeblich sei, lenkte sie ein, gab sie den Tränen der Mutter nach. Das war kurze Augenblicke vorher, als Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard überglücklich die Treppen hinunter geeilt war, um den Kutscher davonsfahren zu lassen.

Keine Viertelstunde später jedoch nahm Helene auf die Erklärungen ihres Vaters und ihres Geliebten hin ihr Wort zurück.

„Mutter, ich muß! Vaters Sanatorium ging vor einigen Tagen krachen.“

Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard traute ihren Ohren nicht. „Das Sanatorium, Helene, deine Mitgift? So hat dein Vater spekuliert! Deiner Mutter Vermögen steckte darin.“

„Weine nicht, Mutter! Vater war zu gut. Du hast es an seinem ganzen Wesen gesehen, daß in ihm in der letzten Zeit etwas vorging. Mir nur allein hat er es mitgeteilt. Ich sollte dir davon nichts verraten.“

„So gewirtschaftet hat mein Mann?“

Ernst und verzweifelt blickte Frau Leonhard nach dem Bilde ihres Gatten, das auf dem Tische vor ihr stand.

„Mutter, Vater war zu gut. Er hat zu kleine Preise gemacht. Die Einnahmen standen in gar keinem rechten Verhältnis zu den vielen, großen Ausgaben. Zürne nicht, er war doch immer so gut zu uns.“

„Jetzt — jetzt — ja jetzt verstehe ich es, warum er so sehr für deine weite Reise war.“

Frau Dr. Leonhard schien der Verzweiflung nahe zu sein.

„Mutter, Vater hat Anna zur Paketsahrtgesellschaft geschickt. Der Kollkutscher ist wieder da —“

„Kind, du fährst nicht!“ Laut und scharf rief sie das letzte Wort.

„Mutter, dann steht es mit meiner Zukunft schlecht!“

„Dann bleibst du halt unvermählt. Ein gebildeter, guter Mann wird sich noch immer finden, der ein braves, hübsches, feines Mädchen auch ohne Reichtümer nimmt. Gib dem Kutscher einen Taler! Du bleibst hier.“

Ratlos stand Helene Leonhard da.

„Mutter läßt mich nicht!“ eilte sie ins Arbeitszimmer, wo ihr Vater und ihr Geliebter weilten.

„Läßt dich nicht?“ sprang Sanitätsrat Dr. Leonhard auf. „Aber das geht doch nicht. Die Zeit eilt. Nun weiß ich nicht, wem ich es recht machen soll.“

„Herr Sanitätsrat, darf ich mir erlauben, mit der gnädigen Frau Sanitätsrat ein Wort zu sprechen?“ unterbrach der junge Arzt plötzlich Dr. Leonhards Rede.

Nachdenklich und ernst blickte ihn der Gefragte an. Nach einer Weile kam die Erlaubnis: „Aber bitte! Wollten Sie etwa meine Frau dazu bewegen, endlich ihre Zustimmung zu geben?“

„Ich werde mir redlich Mühe geben.“

Der junge Arzt entfernte sich sogleich. Erwartungsvoll harrete der alte. Als Dr. Meister, — so hieß der Assistenzarzt, — im Zimmer der Frau Sanitätsrat anlangte, sah er diese in Tränen gebadet auf dem Sessel sitzen. Neben ihr stand Helene. Sie winkte ihm,

er möge nicht näher treten. Sie ahnte, was der Eintretende vorhatte, hielt es aber nicht für möglich, daß er es fertig brächte, die unglückliche Mutter zu trösten. Doch er ließ sich nicht zurückhalten. Eine Weile zögerte er, bis die Aufgeregte etwas ruhiger geworden war. Dann begann er: „Gnädige Frau Sanitätsrat!“

„Herr Meister, entschuldigen Sie, wenn nichts Wichtiges mitzuteilen ist, dann würde ich Sie bitten —“

Frau Dr. Leonhard sprach dies mit gereizter Stimme. Ein lautes Schluchzen unterbrach jedoch bald ihre Rede.

Dr. Meister war es nunmehr peinlich, die Frau seines Chefs in einer solchen Stimmung sprechen zu müssen. Doch er mußte, mußte es auf jeden Fall. Die lange Einleitung, die er vorbereitet hatte, ließ er fallen. Er glaubte, damit die Mutter seiner künftigen Braut noch mehr zu erregen. Er stellte sich darum so, wie wenn Frau Dr. Leonhard mit der Abreise ihrer Tochter bereits einverstanden wäre, und erklärte: „Vor der Abreise der gnädigen Fräulein Tochter wage ich die gnädige Frau Sanitätsrat zu bitten, die Zustimmung zu einer Verlobung —“

„Mutter! Hans!“ Helene Leonhard ließ ihren Zukünftigen nicht zu Ende reden. Rasch eilte sie an seine Seite und vollendete die Bitte, die sie ihn nicht ganz aussprechen ließ.

Einige Augenblicke ließ Frau Dr. Leonhard vergehen, ehe sie erwiderte: „Glück im Unglück! Wenn Vater einverstanden ist, dann bin ich es schon lange.“ Mehr sprach sie nicht. Mit Wohlgefallen ließ sie ihre Augen einige Zeit auf den jungen Leuten, die Arm in Arm vor ihr standen, ruhen.

„Vater, Vater!“ Freudetrunken riß sich Helene von der Seite des jungen Arztes, um die lange Zimmerflucht zu durchheilen.

„Vater, Vater! Mutter will dich sprechen!“

Schnell war der Gerufene zur Stelle. Was er jetzt sah und hörte, sah er schon lange kommen.

„Herr Meister ist ein prächtiger, junger Mann, dem ich ohne Bedenken mein einziges Kind zum Weibe gebe. Er ist äußerst strebsam und wird auf dem Gebiete der Medizin noch große Sachen leisten. Als Arzt braucht er, wenn er selbständig werden will, ein ansehnliches Kapital. Helene kann es ihm geben, wenn sie dem Wunsche ihres Onkels nachkommt. Das Glück der jungen Liebe, der jungen Ehe wird sie und ihr zukünftiger Gatte erst dann so recht empfinden, wenn die Sorgen um das tägliche Dasein das überall eine ernste

Sprache redende Gold verringert. Ich gebe meine Einwilligung zu einer Verlobung ganz gern, doch aber nur dann, wenn Mutter dich, Helene, nach Amerika fahren läßt."

"Mutter, nun kann ich doch ziehen?"

Frau Dr. Leonhard schwieg eine ganze Weile. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Dann neigte sie ganz langsam ihr Haupt. —

Dr. Meister zog aus einem kleinen Kästchen zwei funkelnde Ringe und übergab sie seiner zukünftigen Schwiegermutter. Während diese die endlosen goldenen Dinger auf die Finger ihrer Tochter und Dr. Meisters steckte, eilte Dr. Leonhard hinaus zum Kutscher. In wenigen Sekunden waren die Koffer und Kisten aufgeladen.

Lustig rollte der Wagen von dannen. Im Salon der Wohnung Dr. Leonhards aber hielten sich zwei glückliche, junge Menschenkinder innig umschlungen.

Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard war ruhiger geworden. Sie unterhielt sich mit ihrem Gatten, ihrer Tochter und ihrem künftigen Schwiegersohne. Der Trennungsschmerz war infolge des frohen Familienereignisses für kurze Zeit gedämpft worden.

Nahezu drei Wochen waren seit der Abreise Helenens vergangen. Frau Dr. Leonhard schienen diese drei Wochen drei Jahre gewesen zu sein. Noch kein Lebenszeichen hatte die Tochter von sich gegeben.

"Ob unser Kind noch lebt! Mann, was hast du mir angetan! Eine unheilbare Wunde, die von Tag zu Tag schlimmer wird, hast du mir zugefügt!" Sie jammerte ohne Unterlaß. Und von Tag zu Tag wurde dieser Jammer schlimmer. Da langte nach reichlich drei Wochen die erste Nachricht aus der neuen Welt an. Eine Ansichtskarte war es.

"Ich bin gesund und munter bei meinem Onkel in New York angelangt. Hier schicke ich Euch, liebe Eltern, eine Ansicht von der berühmten East-River-Brücke. Diese sehen, die Augen zumachen und nichts anderes mehr sehen wollen — es gibt wohl auf der ganzen Welt nichts Gewaltigeres! Brief folgt! Seid begrüßt und geküßt von Eurer Euch innig liebenden Tochter Helene.

P. S. An meinen Bräutigam habe ich auch eine Ansicht geschickt, und zwar von der Insel Ellis-Island."

Das war der Inhalt der ersten Karte. Frau Dr. Leonhard hielt die Karte einen ganzen Tag in der Händen. Sie vergaß Speise

und Frank, suchte aus der Bücherei ihres Mannes einen Atlas heraus, schlug darin eine Spezialkarte von New York auf und betrachtete diese lange, lange.

„Hier liegt Hoboken. Hier wohnt sie. Da ist der Hudson-River, das eigentliche New York, der East-River, Brooklyn. Gott, wo das Kind überall schon gewesen ist! Und da habe ich ihr befohlen, möglichst viel zu Haus zu bleiben. An mich zu denken, hat sie scheinbar nicht viel Zeit. Sie schreibt nichts, ob ihr bange nach mir ist —“

„Aber liebe, gute Frau! Helene ist zwanzig Jahr, also ein reifes Mädchen. Warum soll sie nicht die Sehenswürdigkeiten der Stadt bewundern? Sei getrost! Sie hat keine Furcht.“

Sanitätsrat Dr. Leonhard fand es recht und billig, wenn seine Tochter für Zerstreuung sorgte. Würde ihr doch so die Zeit nicht so lang und die Trennung nicht so schmerzlich vorkommen! Ganz anderer Meinung war seine Gattin.

„Im Gegenteil! Ich fürchte New York. Viel Gefahren könnten ihr dort entgegnetreten! Ihre Zerstreuung soll allein der Gedanke an das Elternhaus sein. Gott, wenn ich hinüber könnte!“

Dr. Leonhard schwieg. Im stillen aber dachte er, daß es ihm schwer, ja sehr schwer werden würde, sein Weib zu beruhigen. —

Drei Tage nach dem Eintreffen der Karte langte der angekündigte Brief an. Wie brannte sie darauf, ihn zu sehen! „In diesem wird sie doch nicht von Brücken, Inseln phantasieren, wird sie wohl ihr Herz sprechen lassen!“ Im Augenblick war die Hülle geöffnet. Hestig klopfte das Herz. Die Handschrift ihres einzigen, so heiß geliebten Kindes! Wie drückte sie die Zeilen an die Brust!

Mein liebes, gutes, teures Mütterlein!

„Nachdem ich mich von dem gewaltigen Eindruck, den das Meer, die Neue Welt auf mich ausgeübt hatten, erholt habe, kann ich mit Ruhe an Dich denken. Dir gelten, liebes, teures Mütterlein, heut diese Zeilen, die Du mich so ungern ziehen liebst, die Du — ich weiß es ganz genau — noch immer über meinen Schritt untröstlich sein wirfst. Vater, der stärkere Nerven hat, bekommt nächstens einen Brief. Onkel hat alles aufgeboten, um mir alles recht bequem und behaglich zu machen. Er hat sein deutsches Wesen vollständig bewahrt, ist kein smarterer Amerikaner geworden. Seine Wohnung ist urgemütlich, ganz deutsch eingerichtet. Dein Bild hing groß und bunt an der Wand über seinem Schreibtische bis zu meiner Ankunft.“

Nun sehe ich es über meinem Bette. Wie oft betrachte ich Dich, liebes, gutes Mütterlein! Wie oft küsse ich Dich da! Wie oft weine ich!" Bis dahin las sie den Brief. Es begann ihr vor den Augen zu flimmern. Die Hände fingen zu zittern an. Mit tränenerstickter Stimme lief sie zu ihrem Gatten: „Ich halt es nicht länger aus.“ Was auf den sieben anderen Seiten des langen Briefes stand, war sie nicht imstande zu Ende zu lesen.

Ratlos stand Dr. Leonhard da. Er begann sie zu trösten. Doch alle guten Worte verhallten wirkungslos. Tagelang schloß sich die Antröstliche in ihr Zimmer ein. Um die Wirtschaft, die sie bis zu der Abreise Helenens trefflich geleitet hatte, kümmerte sie sich fast gar nicht mehr. „Mann, ich liebe Dich ebenso wie mein Kind. Ich wüßte nicht, was ich machen würde, wenn man Dich von meiner Seite risse. Tu mir den Gefallen, bring mir Helene zurück! Du sagtest, Du wolltest mir jeden Wunsch erfüllen!“

Dr. Leonhard zuckte mit den Achseln. „Liebes, gutes Weib, vier Wochen sind vorüber. Helene fühlt sich wohl. Länger als zwei Jahre darf sie nicht bleiben. Vielleicht läßt sich diese Zeit noch um ein halbes Jahr kürzen!“

Doch damit gab sich Frau Dr. Leonhard nicht zufrieden. „Bier Wochen sind erst vorüber. Mann, wo sind noch achtundsiebenzig Wochen? Wo sind sie? Ich werde sterben. Helene wird auf mein Grab kommen, wird mich nicht mehr sehen. Und daß sie sich wohl fühlt, wie du sagtest, ist wirklich eine kühne Behauptung. Da lies einmal den zweiten Brief, der soeben eintraf!“

Sanitätsrat Dr. Leonhard hatte die Ruhe, die er fast immer und überall besaß, verlassen. Hastig griff er nach den Zeilen, die ihm seine Frau reichte, um sie zu überfliegen. Schnell gab er sie wieder zurück. In sein Zimmer ging er. Lange stützte er sein Haupt mit der Hand. Er wußte keinen Ausweg.

„Was mache ich? Das Weib geht mir zugrunde. Und die hält es drüben auch nicht aus!“

„Liebes Kind! Wie es bei uns zugeht, kannst Du Dir denken. Nimm die Sache nicht so tragisch! Mit Deinen Briefen bringst Du Mutter zum Wahnsinn. Und der, der darunter am meisten leiden muß, ist Dein guter Vater. Ich bitte, vermeide in Deinen Schreiben an Mutter künftig alles, was sie traurig stimmen kann. Du hast mir einen großen Gefallen erwiesen. Gern rief ich Dich sofort zurück. Ich kann aber an Deinem Onkel nicht ehrlos handeln. Vor

drei Wochen wollten die Gläubiger meine Villa pfänden. Der gute Onkel sandte achtzig Tausend telegraphisch! Bedenke, welchen Kummer er mir vom Kopfe genommen hat! Mutter weiß nichts davon. Bin ich dem guten Onkel nicht Dank schuldig? Bleibe also! Du bist in guten Händen! Herzlichst grüßt und küßt Dich Dein Dir guter Vater.“

Blickschnell, in größter Aufregung, hatte er diese Zeilen zu Papier gebracht.

„In zwei, drei Wochen werden die Tränen meiner lieben Frau zu fließen aufhören!“

Dr. Leonhard meinte es gut. Doch die Größe der wahren Mutterliebe war er nicht imstande zu ermessen. Helene kam wohl den Bitten ihres Vaters nach. Ihre Briefe sagten nichts mehr von großer Bangigkeit, von großer Sehnsucht. Doch die gute Mutter las zwischen den Zeilen.

„Das gute Kind will mich nicht mehr erschüttern. Sie sieht keinen Ausweg und deswegen schweigt sie von Sehnsucht, Schmerz und Kummer!“ entgegnete sie immer ihrem Gatten, wenn dieser sie, so oft nunmehr ein nach seinen Wünschen gearteter Brief eingelaufen war, zu beruhigen sich mühte.

„Mit meiner lieben, guten Frau ist nichts zu machen! Keine Medizin, nichts, nichts hilft. Helene muß halt zurückkommen, und das geht vorläufig nicht. Die Zeit, denke ich, wird den Schmerz lindern.“

Sanitätsrat Dr. Leonhard fügte sich in sein Los. Er wollte es ertragen. Ewig sollte es ja nicht dauern.

Langsam eilten die Stunden, Tage und Monate. Raum ein halbes Jahr war erst verflossen, seitdem Helene Leonhard nach Amerika gereist war.

Auf die große, weite Welt war das Christkind vom Himmel gekommen. Freude herrschte in den Palästen, Häusern und Hütten.

Die Villa des Sanitätsrates Dr. Leonhard aber lag in tiefem Schweigen. Dr. Meister war zu den Feiertagen zu seinen Eltern gereist. Sein Chef mußte allein die Patienten besorgen. Bis tief in die Nacht hinein hatte er zu tun. Allein ließ er sein Weib in den vielen Räumen zurück. —

Zwei Uhr morgens war es, als er heimkehrte. Am heiligen Abend gegen sieben Uhr hatte man ihn geholt. Und seit dieser Zeit war er ununterbrochen unterwegs.

„Frau, wie ich müde bin! Es waren böse Weihnachten. Aber froh bin ich. Sieben kleinen Kindern habe ich die Mutter gerettet. Gott sei es gedankt!“

Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard hatte sonst immer mit Rührung und Andacht zugehört, wenn ihr Gatte erzählte, daß er ein Menschenleben gerettet hätte. Auf Knien hatte sie immer gelegen, wenn Dr. Leonhard zu einer schwer kranken Mutter gerufen wurde. Gebetet hatte sie für die Ärmste, für ihre Kinder. Heut aber nahm sie von allem keine Kenntnis. —

Todmüde und völlig erschöpft legte sich Dr. Leonhard zur Ruhe. Am anderen Morgen begab er sich sofort zu seinem Weibe: „Nächstes Jahr ist hoffentlich Helene wieder da. Wenn mich dann niemand holen kommt, feiern wir fröhliche Weihnachten wieder zusammen!“ Er drückte ihr die Hand, küßte sie herzlich und überreichte ihr ein prächtiges Geschenk: Helene in Lebensgröße gemalt, überaus gut getroffen, vorzüglich koloriert.

Doch Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard schwieg zu allem. Einen Blick warf sie auf das Bild, und dann jagten sich die Tränen auf ihren schmalen, bleichen Wangen.

Dr. Leonhard aber fuhr erschrocken zusammen. Zu seinem Entsetzen gewahrte er, daß seine gute Frau über Nacht grau geworden war.

Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard hatte einige Zeit nach Weihnachten bemerkt, daß ihr Gatte oft zur Post ging, was er sonst nie getan hatte. Sämtliche Brieffschaften, Postsendungen, die er fortzuschicken hatte, übergab er stets einem Diensthoten. Nun eilte er selbst dorthin. Das fiel ihr auf.

Wiewohl sie sich seit einem halben Jahr um alles, was um sie vorging, wenig kümmerte, hatte sie ihren Gatten trotzdem nicht aus den Augen gelassen. Sie liebte ihn sehr. Zeigen konnte sie es ihm jetzt, da die Tochter ihr so vielen Kummer bereitete, weniger. Aber wehe, wenn sie es merken sollte, daß sie ihm dieserhalb gleichgiltiger geworden sein sollte! —

Solange sie verheiratet war, hatte sie keine Veranlassung gehabt, über ihren Gatten Klage zu führen. Sie hielt es darum für unvernünftig, ja auch für voreilig, jetzt nachzuspüren, was ihr Mann auf der Post zu schaffen hätte. Sie schlug sich solche Gedanken aus dem Kopfe. Lange Zeit dachte sie nicht daran.

Eines Tages jedoch ließ der Zufall sie mit ihrem Gatten auf

dem Postamte zusammentreffen. Er stand am Schalter und sprach leise mit einem Postfräulein. Da sie von ihrem Gatten nicht gesehen werden wollte, entfernte sie sich recht schnell, ohne erfahren zu haben, was ihr Mann mit dem Fräulein geredet hatte. Was sie über diese gemachte Wahrnehmung denken sollte, wußte sie augenblicklich nicht. „Jedenfalls hat er Postwertzeichen gekauft,“ beruhigte sie sich. Als sie nach Hause gekommen war, lag ein Brief von Helenen am Tische. Lange Stunden beschäftigte sie sich mit diesem, ohne auch nur einen Augenblick an ihren Gatten zu denken. Als Dr. Leonhard heimgekehrt war, reichte sie ihm liebevoll den Brief. Doch er beachtete ihn fast gar nicht. Das machte sie stutzig. Sie blickte ihn an, und da schien es ihr, wie wenn sich seine Augen verändert hätten. Eigenartig schauten diese sie an. —

Dr. Leonhard sprach nichts, aß nichts, sondern legte sich zu Bett. Seine Gattin jedoch konnte keinen Schlaf finden.

„Warum liest er Helenens Briefe nicht zu Ende? Warum schaut er mich so eigenartig an?“

So fragte sie sich selbst.

„Warum eilt er denn zur Post? Was will er denn dort?“
 Verschiedene Antworten tauchten in ihrem Innern auf, versuchten, sich einen Platz zu behaupten, gingen nicht — —

Müde, mit geröteten Augen verließ sie frühzeitig das Bett. Sie konnte nicht den Augenblick erwarten, da Dr. Leonhard seine Patienten in der Stadt besuchen ging.

Raum daß er hinter sich die Tür geschlossen hatte, war sie auch schon davon.

Zur Post eilte sie, zum Schalter, an dem ihr Mann immer stand. Viele Leute waren dort. Darüber war sie sehr erfreut. Konnte sie doch so unbemerkt nach dem geöffneten Fenster schauen, in dem sich ein weiblicher, schwarzbrauner Lockenkopf zeigte. Mit ernstem, scharfem Blicken musterte sie das Postfräulein. Schwer hob sich ihre Brust. Erst als die Menge vom Fenster verschwunden war, da zog sie sich zurück.

„So und nicht anders kann es sein. — Mein Mann — mein Mann — untreu — —“

Sie nahm alle Kräfte zusammen, um nach Haus zu gelangen. Hier in ihren eigenen Mauern gab sie sich einer wilden Verzweiflung hin. Sie trat vor den Spiegel und musterte ihr Aussehen.

„So sieht das blühende Weib aus, das erst vor kurzer Zeit das vierzigste Lebensjahr vollendet hat! Wo sind die Rosen auf den

Wangen, wo sind die schönen braunen Haare? Ein bitterer Schmerz hat sie verschlungen. Die mageren Backen, die grauen Haare — dem Falschen, Treulosen gefallen sie nicht mehr. Er kümmert sich nicht mehr um Weib und Kind. Eine andere berückt ihn. O, der Treulose!“ —

Klar lag es vor ihren Augen. Kein Traum war es, die kalte Wirklichkeit grinste ihr ins Antlitz. Und ob sie wollte oder nicht, sie mußte mit Entsetzen von Tag zu Tag an Beweisen für die Treulosigkeit ihres Gatten reicher werden.

Ganz sicher wollte sie gehen. Ihr Gatte sollte eines Tages überführt werden. Und um ihn nicht zum Stutzen zu bringen, zur Vorsicht zur mahnen, stellte sie sich so, wie wenn sie nichts ahnte, geschweige etwas wüßte. Ja, sie tat sich Gewalt an, liebkooste ihn hin und wieder. —

„So,“ schrie sie eines Tages auf, „nun ist alles klar heraus. Er hält es mit dem Weibe. Sie schreibt ihm, weil er sich nicht lange unterhalten kann. Die Briefe zerreißt er, ohne sie mir zu zeigen. Jung ist sie, zwanzig, ja — ja — das paßt ihm. Der Fünfundzwanzigjährige, der eine erwachsene Tochter hat, der noch vor kurzem ein stattliches, blühendes Weib in den Armen hielt, braucht etwas Junges, Hübsches. Der Falsche! Der Treulose! Schlechten Geschmack hat er nicht. Meine ganze Helene ist dieses Frauenzimmer! O wartet, wartet! Der Augenblick, in dem ihr euch einmal ungesehen zusammenfinden werdet, kommt bald. Er kommt. Und dann werde ich sehen, zu wem er gehört.“

Frau Dr. Leonhard hatte die feste Überzeugung, daß ihr Mann untreu sei. Die Sorge um die Tochter, die vielen Tränen waren geschwunden. Ein Gedanke lebte nur in ihr: Rache!

Ostern kam. Vier Wochen lang war Sanitätsrat Dr. Leonhard kein einziges Mal zur Post gegangen. Das konnte sich die Frau Sanitätsrat nicht recht erklären. Sie schritt selbst zum Postamt, sah die schwarzlockige Postdame aber nicht. Ein zweites, drittes Mal wiederholte sie ihre Gänge, das Postfräulein zeigte sich nicht mehr. Einen älteren Beamten fragte sie nach dem Verbleiben der Beamtin. „Verfehrt!“ erhielt sie zur Antwort.

Nun war sie wieder um eine Wahrheit reicher. „Verfehrt!“ Also dieserhalb geht er nicht mehr dorthin. Es ist und kann ja gar nicht anders sein. Mein Mann und die, die nun fort ist, verkehren miteinander. Die Sehnsucht wird und muß sie zusammenführen. Ein Stelldichein wird aber nicht im Leben zustande kommen!“

Daß sie den Ort und die Zeit eines Stelldichens genau und rechtzeitig erfuhr, dafür wollte sie schon sorgen.

„Zu Ostern kann es nur sein. Da wird sie möglicherweise Urlaub nehmen. Schreiben muß sie es ihm auf jeden Fall. Er empfängt eine Menge Briefe, die meisten wandern in den Papierkorb. Gott, der alles ans Tageslicht bringt, der Sünder straft, wird sich meiner erbarmen!“

Ihr ganzes Sinnen, Denken und Trachten waren der treulose Gatte und die Eheförderin geworden. Mit Helene, die ihre Briefe nun kürzer faßte und manchmal im Schreiben auch Pausen machte, beschäftigte sie sich weniger. Wenn ihr Gatte ausging, dann ging sie in sein Arbeitszimmer und durchsuchte oft eine Stunde lang den Papierkorb. Schließ er, dann forschte sie in seinen Kleidern nach Nachrichten. Bei jedem Zettelchen stutzte sie. Dreimal, viermal las sie dieselben Zeilen. Ihre Mühe war aber vergeblich.

„Das ist einer von den ganz Schlaunen. Der hat die Sache schon vor ihrer Abreise verabredet!“

Katlos stand sie da. „Anna, Sie werden künftighin jeden Papierstreifen, den Sie im Hause finden, mir vorlegen. Mir ist ein wichtiges Schriftstück abhanden gekommen. Dem Herrn teilen Sie davon nichts mit!“

Ein eifriges Suchen begann. Im Garten vor der Villa jagte der Wind allerlei Schnitzelchen. Jedes einzelne wurde aufgefangen. Anna lief wie ein Windspiel. Alle Arbeit und Mühe war aber umsonst.

Karsfreitag verging. Vom Karsamstag war auch nicht mehr viel übrig. Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard war außer sich. „Morgen oder übermorgen kann es nur sein. Der Treulose tut so ganz anders. Er singt und pfeift. Ja, freu dich, Falscher!“

Karsamstag abends wurde Dr. Leonhard zu einem Schwerkranken gerufen. „Es wird wohl Mitternacht werden, ehe ich komme. Ich muß aufs Dorf! Lebe wohl, meine Teuerste! Morgen ist Oster Sonntag. Geburtstag hast du. Ich hoffe, daß es ein schöner Tag werden wird. Freilich wird Helene fehlen; ich glaube, du empfindest den Trennungsschmerz nicht mehr so sehr. Aber eine Überraschung werde ich dir zuteil werden lassen — die dich jeden Schmerz, jeden Kummer ganz vergessen lassen wird.“ Er reichte ihr die Hand, neigte sich zum Kusse, doch sie winkte: „Geh, geh, die Leute warten!“

Raum daß seine Tritte in dem langen Flure verhallt waren, begann sie vor Wut, vor Empörung zu bersten.

„Der Falsche, er will mich irreführen! Mit einem Schmucke

will er mich wahrscheinlich beruhigen, der Treulose! An Helene denke ich nicht mehr, glaubt er. Ja, wer so schlecht ist wie er, kann ein gutes Kind schnell vergessen! O Helene, komm, rette! Ein großes Unglück droht dem Hause." Sie riß ihre Haare, ballte die Hände und eilte zum Schreibtische ihres Mannes. „Hier liegt die Zukunft klar und offen!" Sie zog die Schubladen. Diese bewegten sich aber nicht. Sie waren verschlossen. Mit Aufbietung aller Kräfte riß sie an der mittelsten, größten. Mit einem lauten Knall flog sie auf.

Im Augenblick war alles durchwühlt.

Tief unten, zwischen allerlei dienstlichen Schriftstücken, lag ein Telegramm.

Sie traute ihren Augen nicht. Sie glaubte zu träumen.

„Ostersonntag früh um fünf am hinteren Gartentor warten."

Nun gab es keinen Zweifel mehr. Einige Sekunden bebte sie am ganzen Körper. Dann jedoch schob sie die Schublade zu. Ernst und schweigend schritt sie, die Nachricht in der Hand, in ihr Zimmer.

„Anna, legen Sie mir den Mantel zurecht! Ich gehe fort!"

Wenige Augenblicke dauerte es, bis sie zum Ausgange fertig war.

„Wie spät ist es, Anna, ich muß noch einen Gang besorgen?"

„Gnädige Frau, in zehn Minuten neun! Die Läden werden bald zugemacht." —

Schnell war die vom Gram gebeugte Frau die Treppe hinuntergeüllt. Eine kleine Strecke legte sie noch zurück, bis sie vor einem hellerleuchteten Geschäfte hielt. „Moriz Nothmann, Eisen- und Spielwarenhandlung, Jagdartikel", stand über dem Eingange.

Frau Dr. Leonhard betrachtete das Schild, weiterhin die Schaufenster, dann schaute sie noch schnell in ihr Täschchen, ob sie nicht ihr Geld daheim gelassen hätte, und betrat den Laden. Auf die Frage, womit es der gnädigen Frau gebient sei, antwortete sie kurz und trocken: „Einen Revolver!"

„Hat die gnädige Frau einen Waffenschein?"

„Der Revolver ist ein Geschenk für meinen Mann, Sanitätsrat Dr. Leonhard."

Das genügte dem Handlungsgehilfen. Mehrere Verbeugungen, Entschuldigungsformeln folgten den Worten der Frau Sanitätsrat.

„Braucht der gnädige Herr Gemahl eine Schußwaffe für Raubzeug, Vögel?"

„Nein! Er muß des Nachts viel aufs Land. Neulich ist er angefallen worden. Eine Schußwaffe, mit der man mehrere Kugeln hintereinander abschießen kann, käme meiner Meinung nach hier in Frage."

„Browning, gnädige Frau?“

„Das wird wohl die beste Waffe sein.“

Mehrere dieser gefährlichen Mordwaffen nahm sie in Augenschein. Bei jeder einzelnen fragte sie nach dem Kaliber der Kugeln.

Zehn Minuten nach neun zog der Handlungsgehilfe den Rollvorhang, der Punkt neun Uhr den Ladeneingang verschlossen hatte, noch einmal hoch, um die Frau Sanitätsrat hinaus zu lassen.

Er freute sich über das gute Geschäft. Ob aber die Käuferin die gefährliche Waffe auch wirklich als Geschenk verwenden wollte, darüber dachte er nicht weiter nach.

Am Ostersonntag herrschte in der Großstadt Breslau große Aufregung. In den Schaufenstern hingen große Extrablätter, und ein jeder, dem es möglich war, sich durch die großen Volksmengen vor den Fenstern hindurchzudrängen, las mit Entsetzen: „Heut früh fünf Uhr erschoss im Garten vor ihrer Villa Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard ihre aus Amerika heimkehrende Tochter, wenige Augenblicke später sich selbst. Über die Ursachen ist vorläufig nichts Näheres bekannt.“

Viel Volk stellte sich im Laufe des Nachmittags vor der Villa Dr. Leonhards ein. Lange stierten sie die zugezogenen Fenster an, ohne auch nur eine Silbe mehr zu erfahren. Eine nähere Erklärung über den tieferschütternden Vorfall brachten die Morgennummern am Dienstag.

Diesen war zu entnehmen, daß Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard aus Eifersucht gehandelt habe. Lange Spalten schilderten den Aufenthalt der Tochter in Amerika, den Schmerz, die grauen Haare der Mutter, erzählten, wie der Vater, um sein Weib zu erhalten, die Tochter aufforderte, zurückzukehren. Frau Sanitätsrat Dr. Leonhard sollte an ihrem Geburtstage überrascht werden, aus welchem Grunde Dr. Leonhard den Briefwechsel mit seiner Tochter geheim hielt. Dieser geheime Briefwechsel, weiterhin ein Telegramm aus Hamburg ohne Unterschrift, das die Tochter an den Vater einen Tag vor ihrer Ankunft richtete, das die Mutter am gleichen Tage aufspürte, ließen Frau Dr. Leonhard zu der Überzeugung gelangen, ihr Mann sei untreu — habe ein Stelldichein mit einer anderen verabredet. „Eine erschütternde Familientragödie, die zwar nicht alle Tage vorkommt, aber viel zu denken gibt!“ So schlossen die meisten Berichte.

In den Straßen der Stadt Breslau irrt plan- und ziellos ein Mann von vornehmem Aussehen umher. Er ist wenig älter als fünfzig Jahr. Seine faltreiche Stirn, seine schneeweißen Haare aber lassen ihn greisenhaft erscheinen.

Er spricht mit niemandem. Wenn es Abend wird, dann lenkt er seine Schritte nach dem großen Friedhofe. Hier steht er lange finierend vor zwei Gräbern. Viele Tränen läßt er zur Erde fallen. Er zittert und braucht Mühe, sich an den großen Lebensbäumen festzuhalten.

„Herr, mach es kurz!“ ruft er. Dann legt er sich bald über den einen, bald über den anderen Hügel und wimmert vor unsagbarem Weh.

Die Villa Dr. Leonhard steht heut einsam und verlassen da. Sanitätsrat Dr. Leonhard wohnt nicht mehr darin. Er ist nicht tot. Als der erste Schnee die Hügel seiner Leuren bedeckte, verkaufte er alles und zog in die schlesischen Berge. Nicht daß er seinen Schmerz vergessen hat! Nein, das wollte und kann er gar nicht. Aber Trost trotz alledem wollte er finden nach herbem Kampf, schweren Enttäuschungen und bittrem Geschick. Dr. Leonhard hat für niemanden hier auf Erden mehr zu sorgen. Sein Vermögen gab er zum Teil den Armen, den Rest schenkte er einem Kloster, auf daß es ihn hierfür bis zu seinem Lebensende unterhalte. Er selbst hat nach einiger Zeit das Ordenskleid angezogen.

Durch die Büxen scheint milde die wärmende Sonne und hüllt die saubere Zelle in magische Schimmer. Der ehemalige Sanitätsrat sitzt in brauner Kutte vor seinem Studiertische. Auf dem Totenkopfe, der neben der Bibel liegt, tanzt ein fürwitziger Sonnenstrahl.

Das große, heilige Buch liegt aufgeschlagen da. Jetzt hüpfst der Sonnenstrahl von dem toten Gebein auf das Buch der Bücher und erhellt die Worte: „Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden!“



Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von A. Baumgartner S. J. 3. neubearbeitete Auflage, besorgt von A. Stockmann. S. J. I. Band: Jugend, Lehr- und Wanderjahre. Von 1749 bis 1790, gr. 8° (XXVI und 570 S. M. 10.—; geb. in Leinwand M. 12.—; in Halbsaffian M. 14.—. II. (Schluß-)Band: Der Altmeister. Von 1790 bis 1832, gr. 8° (XX und 742 S.) M. 13.—; geb. in Leinwand M. 15.—; in Halbsaffian M. 17.—. Herderscher Verlag, Freiburg i. B.

Einen großen Fehler begingen bis heut die meisten Goetheforscher, daß sie die von irgend einem oder mehreren Goethefreunden aufgestellte Behauptung, Goethe sei der größte deutsche Dichter, den es überhaupt gegeben, ein Universalgenie, das bis heut noch niemand übertroffen habe, ein Wunder, das bis heut die wenigsten begriffen haben und begreifen werden, schon als bewiesen hinnahmen, ehe sie selbst auf Grund eingehendster Forschung an die Beweisführung dieser Behauptung gingen. Ihre Arbeit war dann ganz einfach die, zu den vielen Lorbeer-Reisern einen neuen Kranz zu legen. Sehr wenigen Forschern ist es aber bis heut eingefallen, Goethes Leben und Werke ohne Rücksicht auf althergebrachte Urtheile kritisch zu beleuchten, den Dichter einmal ganz unbefangen zu kritisieren. Es war mir eine große Freude, da endlich ein Buch gefunden zu haben, das eine offene, ich möchte sagen, zutreffende Sprache führt. Alois Stockmann hat den Mut und die Kraft gehabt, der Sache auf den Grund zu gehen, uns die Augen zu öffnen, uns zu zeigen, wie es um Goethes Leben und Schaffen in Wahrheit bestellt ist. Noch kein Forscher hat bei Fertigstellung seiner Goethe-Biographie eine derartige Fülle von Quellen über den Großen benützt, über 4000 sind festgestellt, wie Stockmann. Man höre, staune und nehme vor einer solchen genialen Arbeit den Hut ab! — Jedes Ding hat Licht- und Schattenseiten, jedes Werk Vorzüge und Mängel. Und hierin gipfelt der Wert, die Richtigkeit der Endresultate, zu denen Stockmann gelangt. Es ist darum keine große Grausamkeit dem großen Weimarer gegenüber, wenn Stockmann behauptet, Goethe sei niemals das gewesen, als was man ihn bis heut gehalten: „Im Reiche der Poesie gibt es überhaupt keine Monarchie. So wenig Goethe als Epiker über Homer, Vergil, Wolfram von Eschenbach, Milton, Tasso, Camoëns steht, ebensowenig erschwingt er sich als Dramatiker über Sophokles, Shakespeare, Lope, Calderon und Schiller. Als Romanschriftsteller hält er sich kaum neben Cervantes, Walter Scott, Manzoni; als Komödiendichter ist er weit hinter Aristophanes und Molière zurückgeblieben. So wenig unsere moderne Kultur sich in idealer Hinsicht über jene des christlichen Mittelalters erhebt, so wenig überflügelt Goethes Faust das große Weltgedicht Dantes.“

Stockmann macht Goethe nicht herunter, wo er wirklich gelobt werden muß. Er zieht ihn aber umgekehrt auch nicht hoch, wo er getabelt werden muß. Rein verblüffend ist das, was Stockmann über den „Faust, das heilige Buch der modernen Welt“, schreibt. Es drängt mich, hier einige Stellen wiederzugeben. „Daß der Faust in den weitesten Kreisen als das größte philosophische Weltgedicht aufgenommen wurde, dankt er einerseits dem magischen Dunkel, welches hier die wichtigsten Fragen umhüllt, andererseits der religiösen Verschwommenheit, die seit der Revolution in immer steigendem Maße Deutschland beherrschte. Gläubige Protestanten hesteten sich an das Lied der Erzengel und deuteten sich die Dichtungen in christlichem Sinne. Katholiken glaubten in einzelnen Szenen, namentlich im Schluß, eine Annäherung, ja eine widerwillige Huldigung an die Kirche zu finden; Pantheisten der verschiedensten Systeme nahmen „Faust“ in ihrem Sinn und sahen in ihm den poetischen Typus des deutschen philosophischen Geistes. Auch der Christusleugner David Friedrich Strauß fand, nachdem er sich zum Materialismus bekannt hatte, im „Faust“ die höchste und universallste Leistung aller Poesie. — Je weiter seither die religiöse Zersetzung fortgeschritten ist, desto mehr hat sich das Studium, die Bewunderung, die Verehrung des Gedichtes ausgebreitet. Für weite

Kreife vertritt es die Stelle der Evangelien. — So volkstümlich aber auch die Dichtung in ihren Hauptgestalten, in Wort und Vers, Ton und Stimmung, in ihrer heitern Spruchweisheit und in ihren bunten Phantasien ist: so ist sie in ihrer Ganzheit doch mehr verführerisch und betörend als belehrend und veredelnd; sie zeigt den Weg in den Irrtum und in die Sünde hinein, aber nicht wieder hinaus; sie mischt Glauben und Unglauben, Wahrheit und Irrtum, Sitte und Unsitlichkeit, Göttliches und Dämonisches in so verhängnisvoller Weise, daß sie unendlich mehr Unheil als Segen gestiftet hat. Von den großen Rätseln des Lebens und der Welt löst sie kein einziges, weder philosophisch noch poetisch. Sie stellt vielmehr alles in Frage, was Gott durch positive Offenbarung längst gelehrt und entschieden hat.“

Ich will mich über das große Goethe-Buch hier nicht weiter auslassen. Ich müßte sonst viele Seiten darüber schreiben. Aber zum Studium empfehlen tu ich es, und zwar sehr warm empfehlen jedermann, auch den überzeugten Goethefreunden. Sie werden auf Grund der hier gemachten Ausführungen etwas ungehalten an das Lesen herangehen. Wenn sie aber dieses Werk durchstudiert haben, müssen und werden auch sie bekennen: Stockmanns „Goethe“ ist ein ganz eigenartiges, ja einzigartiges Werk, das zu schreiben bis heut noch keiner den Mut und die Kraft hatte, ein Buch, das endlich einmal allen zur Pflicht macht, nicht nachzuschreien, was andere sagen, sondern sich durch gründliches Studium selbst ein Urteil über Goethe zu bilden. Man soll nicht meinen, daß des Forschers religiöses Bekenntnis sein Buch einseitig gestalte. Stockmann spricht keineswegs als katholischer Ordensmann, im Gegenteil, er stellt sich auf den Standpunkt, den jeder Deutsche einnehmen muß, nämlich jederzeit entschlossen zu sein, für das Heilige, Ewig-Wahre, Sittlich-Reine in erster Linie mit allen Mitteln einzutreten. Wilhelm Wirbigky.

Die weiße Frau von Neudeck. Roman von Hans Hottenroth* (Heinz vom Hagen), Oberschlesische Grenzzeitung, Beuthen, 1917, geb. M. 6.—.

Die Sage von der Unglück verkündenden weißen Frau knüpft sich bekanntlich an verschiedene Burgen Deutschlands, so unter anderen auch an das Berliner Schloß. Mythologisches Erbgut klingt in ihr nach; ist sie doch keine Geringere als ein Refleg Freias, der obersten germanischen Göttin selbst, der Spenderin alles Guten. Auch an den oberchlesischen Magnatensitz Neudeck im Beuthener Lande knüpft sich diese Sage, das Domizil des Grafen Henkel von Donnersmark. Aus der Asche der uralten Grenzfestung Swierklinik, die beim Tartareneinfall zerstört worden, war im Brinnizatal die stolze Wasserburg entstanden, zwischen Sümpfen und Moormiesen. Sie bildete im 14. Jahrhundert das Eigentum des Herzogs Przemislaus von Teschen, dem sie von Margarethe, der Witwe des Herzogs Bolko von Beuthen und Kosel, in freiwilliger Erbteilung zugesprochen worden. Dieser hatte den Ritter Javoslav von Sacherowski als Burgmann hineingesetzt, einen Mann von finsterem Charakter, der ein unehelicher Sohn des alten Herzogs Wladislaus gewesen sein soll. Auch wollte man wissen, daß der Burggraf des Herzogs Schwester Eufemia habe heiraten wollen. Der Herzog hatte sich aber dessen widersetzt und das Fräulein Offka als Priorin ins Kloster der Dominikanerinnen zum Heiligen Geist nach Ratibor gesteckt, das er 1306 dafelbst gegründet. Das Schloß mit dem Mittelbau und Seitenflügeln, flankiert von vierkantigen, massiven Ecktürmen, mit Umfriedung und dreifacher Umwallung, dieser Bau soll ein Werk des Burggrafen gewesen sein. Seine erste Gemahlin Ludwiga, die Tochter des reichen, angesehenen Burggrafen Stanislaus von Boremski in Beuthen, hatte er des Nachts mit einem Ritter des Herzogs von Als in einem geheimen Gange überrascht, diesen getötet, sie selbst aber in einem vermauerten Zimmer untergebracht, wo sie dahinsiedhte und nach elendem Leben starb. Seitdem behauptet man, sie gehe als weiße Frau um, in Totengewändern auf einsamen Gängen der Burg, in der rechten Hand ein leuchtendes Kreuz. Aber auch die Ehe mit seiner zweiten Gemahlin Elisabeth, Tochter des Klosterschirmvogts und Ritters Blottnitz auf Miedowitz, war wenig glücklich. Der alte Vogt Rünkert auf dem Gute Koslowogora mußte gar sehr die Wut und Brutalität seines Herrn erdulden, der ihn

* Der Verfasser ist Redakteur und wohnt in Beuthen D.-S.

wie einen Troßbuben züchtigte, da er von ihm die Herausgabe seiner schönen Tochter Ielonna beehrte, die aber den Knappen Thankmar liebte. Trotz der Absage ließ er sie aber durch seine Knechte rauben. Da erschien dem Burgherrn zu mitternächtlicher Stunde warnend die weiße Frau. Nach mannigfaltigen dramatischen Szenen und Vorfällen rächte aber doch der Knappe Thankmar das wüste Vorgehen seines Ritters. Er verband sich mit einem Wegelagerer, überfiel mit diesem seinen Herrn und hielt nun mit ihm an der Gerichtsstätte strenges Gericht. Als so der wilde Burgherr dem Tode überliefert ward, zog nach blutigen Feinden wieder Frieden in die Burg ein. Georg, der Sohn des mißhandelten Vogtes, wurde nun Schloßhauptmann von Neudeck und Thankmar, der tapfere Knappe, Guts herr von Koslowagora. Jetzt konnte er nach trüben Zeiten der Qual seine Geliebte als Braut heimführen. Und so wird der Schluß verklärt durch einen freudigen Schimmer.

Die schlesische Literatur ist mit diesem Werkchen um ein prächtiges Heimatbuch bereichert worden. Ebenbürtig reiht es sich an Conrad Urbans „Volkoburg und Schweinhaus“, einer Rittergeschichte, die gleichfalls in demselben Jahrhundert spielt. Die wilde Romantik damaliger Zeiten wird vor unserem Auge wieder lebendig. So hat der Dichter Grillparzers Wort wahr zu machen gemußt: „Was die Sage erzählt, mit Geschichte vermählt, mit Phantasie im Verein — das laß dir willkommen sein“, welches dem Autor als Devise vor schwebte. Diese drei Grundelemente erscheinen hier zu lieblichen Akkorden vereinigt. Alte Sagen sind in die reizvolle Erzählung verwoben, wie die von der Gerichtskinde oder der schönen Adwiga und dem Ritter Endomir von Scezeponik. So offenbart sich in starker Dichterkraft ein lyrisches Umhüllen und feuriges Übermalen. Lebensvolle Idyllen und tragische Ereignisse wechseln. Die tiefe Poesie und der Zauber der Landschaft ist in kunstvolle Sprache gebracht. Fesseln de Kulturbilder entrollen sich uns aus jener Zeit, da das Faustrecht noch galt. Sagt doch in dieser Geschichte treffend (S. 20) der Knappe traurig: „Für uns gelten nur die Gesetze des Hausherrn. Und diese wissen von Freiheit nichts. Wir gehören ihnen mit Leib und Seele, wie ihnen auch alles Land gehört mit Wäldern, Wiesen, Bergen und Tälern. Ihnen gehört selbst unser Leben, wenn es auch noch so armelig ist — wir dürfen darüber nicht verfügen.“ —

Paul Kuger.

Die Schlacht bei Mollwitz. Patriotisches Volksstück in drei Akten von R. W. Michler.* Zweite veränderte Auflage mit einem Porträt des Verfassers und einem Szenenbild. Verlag von Hugo Süßmann in Brieg. Preis M. 1.25.

Unsere Zeit des Weltkrieges erinnert vielfach an die Epoche des gewaltigen Ringens unter Friedrich dem Großen mit ihrer Mächtekoalition, wo allerdings die Konstellation völlig verändert war. Die denkwürdige Schlacht des schlesischen Krieges, in welcher der junge Preußenkönig Friedrich die ersten Siegeslorbeeren errang, der Kampf bei Mollwitz, bildet die kriegschaurige Folie des realistisch-naturalistischen Volksstückes von W. Michler mit seinem bunten und flotten Szenenwechsel. Wir treffen am Vormittag des 10. April 1741 die Oesterreicher an in der Gemeindestube des Dorfrichters Christian Schönwitz, wo sie im Bewußtsein ihrer Unbezwingbarkeit großes Mundwerk haben. Susanna, die Tochter, und David, der Großknecht, lieben sich. Doch die brummige Magd Christine, die „Teufelsbraut“ mit dem großen Feuermal an der Stirn, ist neidisch auf den Knecht, der jede Gelegenheit sucht, um zu seiner Geliebten zu kommen. Da der österreichische Infanterist Fiedler Wäsche braucht, muß er nach Kreiswitz gehen, um sie zu holen; doch die Preußengefahr entlockt seiner Angebeteten die hellen Tränen, ein Beweis, daß auch im einfachen Dorfleben mit seinen kleinen Freuden und Leiden die Liebe einen dominierenden Faktor ausmacht. Selbst Glökner, der Dragoner, ist ein bißchen in die Dorfschöne verliebt und verrät ihr während der Abwesenheit Davids beim Erbsenlesen und -kochen seine Gefühle. Die Eltern sind aber mit dieser Liebchaft gar nicht einverstanden, der reiche Ruppert Friedel schien ihnen eine passendere Partie; der Vater will dem Treiben ein Ende machen und den Groß-

* Michler ist Schlesier, Herausgeber der „Dorfmusikke“ in Brieg.

knecht aus dem Dienste entlassen. „Die Preußen sind da!“ Dieser Ruf wirkt in alle persönlichen Reibereien wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es entwickelt sich nun draußen die heiße Schlacht, deren Lärm bis in die Stube dringt. David ist auf seinem Wege von den Preußen indessen eingebracht und vor den König geführt, dem er durch seine Angaben wertvolle Dienste leistet. Es kommt nun preußische Einquartierung ins Haus; aber der Bauernhof geht in Flammen auf, da die Teufelsbrant den auf dem Heuboden schlafenden David ums Leben bringen will. Dieser selbst rettet dem Vorfriechter in aufopfernder Weise das Leben bei der Feuersbrunst, der infolge des ausgestandenen Schreckens das „Friesel“ sich holt. Schließlich kommt der König selbst auf den Hof, belohnt seinen Führer und beglückwünscht ihn zur Heirat. So klingt das Ganze aus in ein Hoch auf Friedrich II. und ein Lob auf preußischen Schneid und preußische Tüchtigkeit.

Michler ist ein schlesischer Anzengruber, der durch seine bodenständige Note und die lebenswahren Gestalten und Bilder die Liebe zur heimatlichen Scholle beweist. Dem Zeitkolorit sind sie trefflich angepaßt, und ein patriotischer Zug durchweht seine Schöpfung. Mit Hilfe seiner Phantasie hat so der Dichter dem prunklosen Gerüst der Geschichte Leben und Geist gegeben und effektvolle Genres geschaffen aus der Zeit, da der preußische Nar seine Schwingen über Schlesien ausbreitete. Vorzüglich gelungen ist ihm die Schilderung der geteilten Stimmung, mit der man damals dem Wechsel der Herrschaft entgegen sah. Während der alte Auszügler Gheppert durchaus preußenfreundlich gefinnt ist, da er das Weiberregiment mißachtet und auf Grund des Studiums von der Geschichte des Erbvertrages zur Überzeugung gelangt war, daß das Recht auf Seite Preußens sei, erscheint der Freirichter selbst noch als eingefleischter Österreicher, der die verwundeten Preußen nicht auf seinen Hof nehmen will. Und auch der bleistierte Fiedler schimpft begreiflicherweise noch weiblich auf die Preußenhunde und ballt wutentbrannt seine Faust gegen sie. Allerdings kann er nicht verschweigen, daß der mißliche Zustand der Geschütze ihr Unglück bewirkt und die Preußen infolge des eisernen Ladestocks den Sieg davon getragen hätten. Verbe Ursprünglichkeit tritt uns in diesem Kriegsleben atmenden Volksschauspiel entgegen. Das sind keine angekränkelten Salonpüppchen, die Michler vorführt, sondern echte Schlesier von altem Schrot und Korn, in ihrer ganzen Biederkeit, die nicht nur einen Spaß verstehen, sondern unter Umständen auch eine gehörige Portion Grobheit vertragen können. Nicht zu unterschätzen ist schließlich noch der Umstand, daß das Michlersche Stück in bühnentechnischer Hinsicht nur wenig Schwierigkeiten für eine Aufführung bereitet, da die sämtlichen dreiaktigen Handlungen nur in einem einzigen Lokal spielten. —

Paul Ruzer.

Requiem von Ilse von Stach. Preis geh. 1.50 M., geb. 2.— M. (ohne den ortsüblichen Feuerungszuschlag). Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Rempten-München.

Ilse von Stachs „Requiem“ ist eine religiöse Dichtung von ungewöhnlicher Bedeutung. In gewaltigen, himmelansturmenden Rhythmen singt die bekannte Dichterin mit einer titanenhaften Steigerung aller Ausdrucksmittel ihres schöpferischen Könnens ein ergreifendes Dies irae der eigenen Seele. Ein Hauch vom Geiste des „Cherubinischen Wandersmannes“, des tieffrommen Angelus Silesius, weht uns aus den visionären Verzückungen einer inniggläubigen Frauenseele an, aber auch jene hieratische Würde, die des Ewigen Nähe ahnen läßt. Diese im Überfönnlichen schwebende Dichtung bildet daher nicht nur einen wertvollen Beitrag zur modernen religiösen Lyrik, sondern zur Dichtung unserer Tage überhaupt, aus der nun immer deutlicher Stimmen derer hörbar werden, „die Gott suchen“. Für unsere heutige Zeit, die ein einziges, tiefstes, düsteres Requiem ist, kommt solch eine Gabe wie von Gott gesandt. Ilse von Stachs „Requiem“ dürfte daher die verdiente nachdrückliche Beachtung finden.

Paul Grabowski.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Himmel ist blau. Gedicht von Moriz Graf Strachwitz	3
Schlesierlied. Gedicht von Maria Brugger. Melodie von Franz Kauf	4
Wo kommt der Duft. Gedicht von Paul Karl Keller	6
Eberhard König. Literaturhistorische Abhandlung von Dr. Martin Treblin	7
Erich I. Gottschlich. Kunstbetrachtung von Eufriede Schindler	18
Holteis Schlesiertum. Literaturhistorische Abhandlung von Paul Ruzer	25
Goethes schlesische Reise. Von Professor Mojs Stockmann	37
Franz Kauf. Ein heimatlicher Komponist. Von I. Rania	45
Spruch. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	46
Am Brückenwinkel. Skizze von Alfred Hein	47
Die Bergtanne. Gedicht von Paul Grabowski	49
Ins glückliche, verheißne Land. Gedichte von Max Caro	50
Ein wandernder Scherenmaler des 19. Jahrhunderts. Von D. Th. Stein	51
Gärten hinter Mauern. Gedicht von Christa Niesel-Lessenthin	60
Kausche, Linde! Gedichte von A. Köhler-Waldheim	61
Das alte und das neue Heim. Skizze von W. A. Kieger	63
Wolf und Lamm. Fabel von Paul Grabowski	76
Hans von Schweinichen. Gedicht von Paul Goepfert	77
Kinderlied. Text und Melodie von Dr. Bernhard Fischer	78
Fromm. Gebet. Von Carl Seiffert	79
Was unser war. Gedicht von Eberhard König	80
Die nicht zurück kamen. Gedicht von Ignaz Paul Maäse	81
Heimatspoeſie und Heimatsprosa. Von I. Rania	83
Villa Dr. Leonhard. Novelle von Wilhelm Wirbigku	94
Buchkritik	112

Bild-Beilagen:

- Gärten im Schnee. Aquarell von Maria Eisenecker.
 „Par.“ Nach einem Gemälde von Erich I. Gottschlich.
 Ruhe im Riesengebirge. Nach einem Aquarell von Johanna Scholz.
 Eberhard König. Photographie.

Cieplik's Klavierschule

in tunlichst leichtfaßlicher Stufenfolge, insbesondere für Schüler im zartesten Alter bearbeitet, um ihnen das Erlernen des Klavierspiels so leicht wie möglich zu machen. Der Lehrgang weicht nach dieser Hinsicht von anderen Schulen sehr bedeutend ab.

Auf daß sich jeder von dieser neuen wesentlichen Verbesserung meiner Klavierschule überzeugen kann, lasse man sich ein Probe-exemplar zur Ansicht kommen.

Deutsches Kirchenliederbuch

mit allen Einheitsliedern für Orgel, vierstimmig bearbeitet von
Th. Cieplik. Preis M. 6.—, gebunden M. 8.—

Polnisches Kirchenliederbuch I. Teil

(Wybór plesni nabożnych katolickich)

für Orgel, vierstimmig bearbeitet von **Th. Cieplik.**
Preis gebunden M. 6.—

Polnisches Kirchenliederbuch II. Teil

Große Sammlung von katholischen Liedern für Orgel in vier Lieferungen:

Lieferung A: Advents- und Weihnachtslieder.

Lieferung B: Namen=Jesu=, Fasten=, Oster=, Pfingst=, Dreifaltigkeits- und Sakramentslieder.

Lieferung C: Herz Jesu=, Marien= und Heiligenlieder

Lieferung D: Die übrigen Gesänge des Jahres, wie Mess=, Bitt= und Dank=, Trauungs=, Morgen=, Abend=, Begräbnislieder usw.

für Orgel oder Harmonium vierstimmig bearbeitet von
Th. Cieplik. Preis für jede Lieferung M. 4.—, geb. M. 5.50

Anserlesene deutsch-katholische Kirchenlieder

für alle Zeiten des Kirchenjahres, mit allen Einheitsliedern, zum Gebrauch für Kirche, Schule, Haus und insbesondere für höhere Mädchenschulen. Für drei gleiche Stimmen bearbeitet von **Th. Cieplik** Preis M. 2.—
Dieselben für vierstimmig gemischten Chor Preis M. 2.—
Dieselben für Männerstimmen von **L. Heinze**, neu bearbeitet und erweitert von **Th. Cieplik** Preis M. 2.—

Zu beziehen durch den

Konservatoriumverlag Th. Cieplik

Beuthen O/S.



II 4062/0/5/2

Dublet

1919

CIEPLIK'S Konservatorium zu Beuthen O/S.

Jährlich regelmäßige Abschlußprüfung.

Gründliche Ausbildung von
Organisten und Chordirigenten.

Musiklehrerinnen-Seminar.

3jährige Ausbildungszeit.

Letztere werden nach Vorschrift des „Direktorenverbandes deutscher Konservatorien und Musikseminare“ geprüft und diplomiert.

Vorbereitungskursus auf die preußische
Staatsprüfung als Gesanglehrer an höheren
Lehranstalten.

Ferner werden alle diejenigen vorbereitet, welche
das Staatl. akademische Institut für Kirchen-
musik in Berlin besuchen wollen.

Die Anstalt hat in dieser Hinsicht bis jetzt geradezu
glänzende Erfolge zu verzeichnen.

Prospekte und nähere Auskunft erteilt kostenlos.

TH. CIEPLIK,
Konservatoriums - Direktor.